

PATRICIA
EVANGELISTA

SOME PEOPLE
NEED KILLING

Eine Geschichte
der Morde
in meinem Land

Aus dem Englischen
von Zoë Beck

*Dieses Buch ist den benannten und unbenannten Überlebenden
des Drogenkriegs gewidmet, allen, die beschlossen haben zu reden.
Ohne ihren Mut würde dieser Bericht nicht existieren.*

Ich will Angst verbreiten.

Bürgermeister Rodrigo Roa Duterte

Inhalt

Prolog	11
--------	----

TEIL 1: ERINNERUNG

1: Positiv	19
2: Die Mehrheit der Überlebenden	34
3: Ein Maskottchen der Hoffnung	55
4: Der Aufstieg des Rächers	79
5: Verteidigt den Bürgermeister	112

TEIL 2: BLUTBAD

6: Salvation	145
7: Wie man einen Süchtigen erkennt	163
8: Wie man einen Süchtigen tötet	177
9: Mein Freund Domingo	211
10: Some People Need Killing	244
11: Djastin mit D	273
12: Mein Vater ist Polizist	301

TEIL 3: REQUIEM

13: Akte der Reue	335
Epilog: Wir sind Duterte	345
Danksagung	359
Anmerkungen	364

Prolog

Über einen Zeitraum von etwas mehr als sieben Monaten veröffentlichte der *Philippine Daily Inquirer* von 2016 an täglich eine *Kill List*, wie er es nannte, eine Todesliste. Es handelte sich dabei um ein öffentliches Archiv der Toten, das sich aus Berichten von Korrespondenten aus dem ganzen Land speiste. Die Einträge waren nummeriert und chronologisch geordnet. Die Todesumstände wurden knapp umrissen. Die Ortsangaben beschränkten sich auf Städte und Provinzen, es gab keine genauen Adressen. Wenn man sie kennen wollte, wurden die Namen genannt, wenn nicht, wurden Nummern benutzt.

Der erste »nicht identifizierte mutmaßliche Drogendealer« beispielsweise wurde am 1. Juli ermordet, dem ersten Tag von Rodrigo Duterte Amtszeit, am selben Morgen, an dem Jimmy Reformato, Nummer fünf der meistgesuchten Drogendealer in Tiaong, von »unbekannten Killern« erschossen wurde. Am folgenden Tag, dem 2. Juli, wurde Victorio Abutal, der meistgesuchte Drogendealer in Lucban, von »unbekannten Killern vor den Augen seiner Frau getötet«, eine Stunde und zehn Minuten vor dem Tod von Marvin Cuadra, Nummer zwei auf der Liste, und weniger als 14 Stunden, bevor die Nummer sieben, Constancio Forbes, »vor einem Wettbüro aus nächster Nähe« ermordet wurde. Einen Tag später, am 3. Juli, wurde der meistgesuchte Drogendealer von San Antonio, Arnel Gapacasan, »von unbekannten Killern, die in sein Haus eindringen«, umgebracht, exakt zur selben Zeit, zu der Orlan Untalan, auf der Liste der Meistgesuchten in Dolores auf Platz zehn, »tot in einem Abflusskanal, von Kugeln durchsiebt« aufgefunden wurde.

»Unbekannte Killer« war eine gängige Formulierung, aber es sind ihre Opfer – mutmaßliche Drogendealer, mutmaßliche Drogenhändler, ganz allgemein wegen Drogendelikten angeklagt, regional wegen Drogendelikten zur Fahndung ausgeschrieben, meistgesucht –, die verdeutlichten, dass es sich bei dem Geschehenen keineswegs um Zufälle handelte. Vielmehr waren es, wie Präsident Duterte versprochen hatte, gezielte Tötungen von »Menschen, die dabei sind, mein Land zu zerstören«.

Die Durchführung war einzig durch die Vorstellungskraft der Mörder begrenzt. Ein Mann wurde »tot aufgefunden, nachdem er aus seinem Haus entführt worden war«. Drei wurden »tot in einem Kanal« entdeckt, »gefesselt und mit ausgestochenen Augen«. Einem Mann wurde »in seinem Schlafzimmer in den Kopf geschossen«, und einer wurde morgens um sieben »vor der Grundschule seiner Tochter« getötet. Die tägliche Zahl der Toten war manchmal zweistellig, wie am 9. Juli, beginnend um Mitternacht mit Danilo Enopia Morsiquillo, mutmaßlicher Handlanger eines Drogenhändlers, der neben seiner Freundin schlafend erschossen wurde. Die zwölf anderen Tode unterschieden sich in Todesursache und Tötungshergang. Ein ehemaliger Wanderarbeiter wurde erschossen, als er die Autobahn entlangfuhr. Zwei fand man erdrosselt unter Kartons mit Schildern, auf denen sie als Kriminelle bezeichnet wurden. Drei weitere fand man tot auf, »die Schusswunden in Kopf und Mund mit Paketband abgeklebt«. Die restlichen Männer, die alle ebenfalls im Verdacht standen, etwas mit Drogen zu tun zu haben, waren »von unbekannten Killern umgebracht« worden.

Keine dieser Tötungen geschah offiziell durch die Polizei. Wenn man der Regierung glauben durfte, waren diese Morde von Privatpersonen und Mitgliedern von Drogenkartellen ausgeführt worden, von denen einige den Krieg als Ausrede benutzten, um mögliche Informanten zu beseitigen.

Die konstanten und ungemein schnellen Abläufe erforderten ihre eigene Nomenklatur. Man nannte sie drogenbezogene Tode.

Illegale Tötungen. Es waren gezielte Mordanschläge, Exekutionen, Leichenentsorgungen, Drive-by-Shootings. Es waren »Verluste im Krieg der Duterte-Regierung gegen das Verbrechen« oder wie es der Nachrichtensender ABS-CBN formulierte, »diejenigen, die umkamen«. Selbst philippinische Beamte schienen nicht in der Lage, sich auf eine Terminologie zu einigen. Ein Senator nannte sie »Tötungen im Schnellverfahren«. Der Innenminister bezeichnete sie als »mutmaßlich durch Selbstjustiz ausgeführte Tötungen von Persönlichkeiten aus dem Drogenmilieu«.

Es gibt einen Begriff für dieses Phänomen. Er lautet »extrajudicial killings«, außergerichtliche Tötungen. Diese Floskel setzte sich auf der Straße und im Fernsehen durch, sodass ein Senatsbeschluss erlassen wurde, um »die jüngst grassierenden außergerichtlichen Tötungen und Schnellhinrichtungen von Kriminellen« zu untersuchen. Die Wiederholung erzwang eine Abkürzung – EJK. Die Presse benutzte sie als Attribut. Die Familien der Opfer als Verb. Die Kritiker als Vorwurf.

Mit Beginn der Duterte-Ära wurde das Archivieren dieser Tode zu meiner Arbeit. Als Außenreporterin für *Rappler* in Manila war ich eine derjenigen, die über die Auswirkungen von Dutertes Versprechen berichteten, jeden zu vernichten – ohne Anklage oder Verhandlung –, den er oder die Polizei oder irgendwelche Mitglieder einer Selbstjustiz ausübenden Bürgerwehr verdächtigten, Drogen zu nehmen oder zu verkaufen. Die Anzahl von Dutertes Toten war zeitweise überwältigend, und ebenso erdrückend war es, über die Mächtigen zu berichten in einem Land, in dem die Mächtigen sich weigern, Verantwortung zu übernehmen.

Mitten während des Kriegs lief ich davon.

Zu der Zeit untersuchte ich gerade eine Mordserie in der Hauptstadt. Meine Arbeit ging nur langsam voran. Ich jagte Zeugen nach. Ich klaubte offizielle Berichte zusammen. Ich traf mich mit Männern, die mir detailliert schilderten, wie genau sie ihre eigenen Nachbarn auf Anordnung von oben getötet hatten, und schickte dann Interviewanfragen an die Polizeibeamten, die sie

beschuldigten. *Rappler* war der Auffassung, dass meine Anwesenheit in Manila ein Sicherheitsrisiko darstellte. Ich sah das genauso. Nicht davon auszugehen, dass die Killerkommandos aus Eigeninteresse davon Abstand nehmen würden, mich auf der Stelle abzuknallen, war sicherer. Meine Herausgeberin verschob die Veröffentlichung, bis mein Flieger von der Startbahn abgehoben hatte.

Aus all diesen Gründen überquerte ich Anfang Oktober 2018 den Pazifik. Wenn die netten Leute des Logan Nonfiction Fellowship glaubten, ich könne Literatur produzieren, spielte ich sehr gern mit. Die Künstlerresidenz auf einem bewaldeten Anwesen in Upstate New York dauerte drei Monate. Es hätte für mich eine Erholung sein müssen, aber wenn man jahrelang über ein staatlich sanktioniertes Massaker berichtet, macht das komische Sachen mit dem Kopf. Ich hatte gelernt, jede Aussage zu relativieren und Mitschriften auf dem Balkon zu verbrennen. Ich hatte nächtelang in der Überzeugung wach gelegen, dass ein falsch gesetztes Komma Anlass für eine Verleumdungsklage geben würde. Die pragmatische Vorsicht, die eine Reporterin, die über den Drogenkrieg berichtet, dringend benötigt, wandelte sich dank meiner zwanghaften Einbildungskraft in nahezu lähmende Paranoia. Nichts war mehr sicher. Alle logen. Der Mann mit dem Selfiestick war ein Polizeispitzel oder ein Mörder oder ein fanatischer Unterstützer des Präsidenten, der ein Foto von mir, wie ich eine Quelle treffe, auf Twitter hochladen könnte.

Die Tatsache, dass ich damit gelegentlich richtiglag, befeuerte den Irrsinn nur noch. Vieles erschien verdächtig: weiße Lieferwagen, Blinklichter, Spam-Mails, Männer auf Motorrädern, automatisierte Kreditkartenabbuchungen, der Kellner im Coffeeshop, der Hotelangestellte, der mich nach meiner Rechnungsadresse fragte, ein klingelndes Telefon, ein unterbrochener Anruf, die Türklingel. Ich las meine eigenen Geschichten wieder und wieder durch, suchte nach Lücken, zermarterte mir das Hirn wegen bestimmter Formulierungen, überzeugt davon, einen Fehler übersehen zu haben, der den Tod eines Zeugen nach sich ziehen würde. Als ich

schließlich mit meinem leeren Einreiseformular in der Hand am New Yorker Flughafen stand, traute ich meinem Gedächtnis nicht mehr zu, meinen eigenen Namen schreiben zu können. Ich überprüfte die Schreibweise, indem ich sie mit meinem Ausweis abglich. Ich erinnere mich noch genau an den Drang, eine zweite Quelle zu finden – die ich auch fand, in meiner Geburtsurkunde.

Die Landschaft rund um Albany war sehr hübsch, auch wenn ein Päckchen Zigaretten 13 Dollar kostete. Es war kalt. Die Leute waren warmherzig. Es gab Schokoladenmousse zum Nachtsch, manchmal Beeren. Während der ersten Wochen versuchte ich, in einem Nebel aus *Star Trek* und Agatha Christie abzutauchen, aber im Gegenzug für das Aufenthaltsstipendium musste ich mich ernsthaft an einem Exposé für ein Buch versuchen. Ich schrieb darüber, wer ich war und woher ich kam und wie es sich anfühlte, morgens um zwei vor einer Leiche zu stehen.

Am Ende meines Aufenthalts unterschrieb ich einen Verlagsvertrag. Ich verpflichtete mich, aus der Ich-Perspektive von dem philippinischen Drogenkrieg zu erzählen. Es ging alles sehr schnell. Es war nicht meine Absicht zu lügen. Dieses Versprechen von Nähe und Intimität schien weit entfernt, als es inmitten der Glaswände eines Konferenzraums an diesem kalten Wintermorgen diskutiert wurde, Tausende Meilen entfernt von der drückenden Hitze eines kurz vor dem Kollaps stehenden Manilas.

Ich ging nach Hause. Ich fing an zu schreiben. Der erste Entwurf umfasste 73.000 Wörter, die sorgfältig und im Detail die Umstände eines jeden Mords beschrieben, die Tatorte so zahlreich und raumgreifend, dass es kaum mehr möglich war, die Leichen voneinander zu unterscheiden. Es war eine Reportage, kalt und präzise. Nirgendwo schrieb ich, wer ich war oder woher ich kam oder wie es sich anfühlte, morgens um zwei vor einer Leiche zu stehen.

Journalisten lernen, dass sie selbst niemals Teil der Geschichte sein dürfen. Und tatsächlich: Je länger ich als Journalistin arbeitete, desto gelegener kam es mir, hinter der professionellen Stimme einer allwissenden dritten Person zu verschwinden, überall und nir-

gends hinzugehören; Fragen zu stellen, ohne selbst welche zu beantworten. Bei jedem Fazit, das ich veröffentlichte, gab es zwei Quellen, einen Faktencheck und Querverweise. Mein Name stand zwar unter der Überschrift, aber die Geschichten, die ich schrieb, gehörten anderen Leuten an anderen Orten; Familien, deren Trauer und Schmerz so gewaltig waren, dass meine Gefühle dahinter verschwanden.

All das war richtig, aber es war ebenfalls richtig, dass ich Angst hatte. Meine Unfähigkeit, selbst Verantwortung zu übernehmen, war nicht nur einem fehlgeleiteten Bekenntnis zur Objektivität geschuldet. Mir fehlten schlicht und einfach die Nerven.

In diesem Buch geht es um die Toten und die Menschen, die zurückbleiben. Aber es ist auch eine persönliche Geschichte, erzählt in meiner eigenen Stimme, als Bürgerin einer Nation, die ich nicht als die meine anerkennen kann. Die vielen Tausend, die starben, wurden mit der Erlaubnis meines Volkes getötet. Ich schreibe dieses Buch, weil ich mich weigere, meine zu geben.

Manila, Juni 2023

TEIL 1

ERINNERUNG

1

Positiv

»Ich heiße Lady Love«, sagt das Mädchen.

Das Mädchen ist elf Jahre alt. Für ihr Alter ist sie klein, sie scheint nur aus drren, braunen Beinen und großen, dunklen Augen zu bestehen. Den Namen Lady Love schreibt sie in Druckbuchstaben in die erste Zeile der Schulzettel und benutzt ihn sonst nirgendwo. Ihre Großmutter hat sie so genannt. Alle anderen nennen sie Love-Love. Ma nannte sie so, wenn sie Love-Love zum Markt schickte. Zieh die Kinder an, Love-Love. Str mich nicht, wenn ich Karten spiele, Love-Love. Halt mir keine Vorträge, Love-Love.

Niemand nennt sie Lady, und nur Dee nannte sie Love. Einfach nur Love.

Love, sagte er immer, umarm doch mal deinen Dee.

Dee ist die Abkürzung für Daddy. Manchmal ist es Love-Love peinlich, also nicht die Umarmungen, die von Dee sind gut, sondern dass sie ihn Dee nennt. Nur reiche Mädchen nennen ihre Väter Daddy. Für ein Mädchen aus den Slums von Manila sollte Pa ausreichen. Aber bitte, Dee und Love, Love und Dee, sie gehen am frühen Abend die Straße entlang, und das schmale Mädchen streckt einen drren Arm aus, um ihn dem großen Mann um die Taille zu legen.

Love-Love wäre eigentlich das dritte von acht Kindern, aber das älteste starb an Tollwut, und das zweite war kaum zu Hause. So wurde es zu Love-Loves Aufgabe, Ma vom Trinken und Dee vom Rauchen abzuhalten. Du bist wieder betrunken, sagte sie Ma ständig, und dann sagte Ma zu Love-Love, sie solle verschwinden.

Love-Love machte sich Sorgen, sie könnten krank werden. Sie machte sich Sorgen wegen der Gerüchte, ihr Vater würde Drogen nehmen. Sie machte sich um sie alle Sorgen, weil sie wohnten, wo sie wohnten, an einem Ort, an dem eigentlich jeder ein Polizeispitzel sein konnte.

Ma und Dee sagten ihr, es sei alles in Ordnung. Dee bekam seinen Führerschein zurück. Ma verdiente mit Maniküren Geld. Sie hatten bereits vor der neuen Regierung kapituliert und versprochen, Drogen nie wieder auch nur anzurühren.

Lass uns wegziehen, sagte Love-Love zu Dee, aber Dee tat es mit einem Lachen ab.

Lass uns wegziehen, sagte sie zu Ma, aber Ma sagte, die Kleinen müssten zur Schule gehen. Wir können überall zur Schule gehen, sagte Love-Love.

Ma schüttelte den Kopf. Sie müssten erst sparen. Mach dir keine Sorgen, sagte Ma.

Love-Love machte sich Sorgen, und sie sollte recht damit haben.

Love, sagte ihr Vater eines Abends im August.

Love, sagte er, kurz bevor die Kugel in seinen Kopf einschlug.

Ich treffe sie bei ihrer Tante. Sie sitzt auf einem abgewetzten Sessel. Ich gehe vor ihr in die Hocke und strecke meine Hand aus, um ihre zu schütteln. Ein Interview ist nicht zuletzt ein Austausch. Sag mir, wie du heißt, dann sag ich dir, wie ich heiße.

»Ich heiße Pat«, sagte ich zu Love-Love. »Ich bin Reporterin.«

Ich wurde 1985 geboren, fünf Monate, bevor eine friedliche Revolution die Demokratie zurück auf die Philippinen brachte. In jenem Jahr schien jede zweite Mittelschichtsmutter ihre Tochter Patricia zu nennen. Evangelista, mein Nachname, ist in meinem Land ziemlich weitverbreitet und geht auf das griechische Wort *euangelos* zurück, »Überbringer guter Nachrichten«. Eine Ironie, auf die ich häufig hingewiesen werde.

Meine Arbeit besteht darin, an Orte zu fahren, an denen Menschen gestorben sind. Ich packe meine Koffer, rede mit Überleben-

den, schreibe meine Geschichten und kehre nach Hause zurück, um auf die nächste Katastrophe zu warten. Ich warte nie sehr lang.

Ich kann von diesen Orten erzählen. Während des letzten Jahrzehnts gab es viele davon. Die Küstendörfer nach den Taifunen, wo man Babys in Rucksäcke packte, weil die Leichensäcke ausgegangen waren. Die Berghänge im Süden, wo Journalisten lebendig unter Schichten aus Autos und Leichen begraben wurden. Die Kornfelder im von Rebellen kontrollierten Hinterland und die Zeltstädte außerhalb verbrannter Dörfer. Die Hinterzimmer, in denen Mütter flüsternd von ihren Kindern sprachen, die sie aus Verzweiflung abgetrieben hatten.

Ein überschaubares Vokabular ist bei meiner Arbeit nützlich. Zuerst kommen die Namen, dann die Opferzahlen. Farben sind gut für die Beschreibung. Der Hügel ist grün. Der Himmel ist schwarz. Der Rucksack ist lilafarben, genau wie die Prellung auf der linken Wange der Frau.

Kurze Wörter sind präzise. Sie sind genau das, was sie sind, und sie lassen sich schneller tippen, wenn der Akku zur Neige geht.

Verben sind mir am liebsten. Sie brechen die Geschichten auf logische Bewegungen herunter, Finger an Abzug, Messer an Bauch: *ducken, rennen, schlagen, ertrinken, erschießen, zerreißen, zerplatzen, zerbomben*.

Seit Seine Exzellenz, Präsident Rodrigo Roa Duterte, gewählt wurde, habe ich eine Handvoll neuer Wörter gesammelt. Sie wechseln durch, tauschen die Plätze, wiederholen sich immerfort.

Töten, zum Beispiel. Mein Präsident benutzt dieses Wort oft. Er sagte es mindestens 2154-mal während der ersten sechs Monate seiner Präsidentschaft, zu unterschiedlichen Anlässen und bezogen auf zahlreiche Feinde. Er sagte es zu vierjährigen Pfadfindern, wobei er versprach, die Menschen zu töten, die sich ihrer Zukunft in den Weg stellten. Er sagte im Ausland beschäftigten Filipinos, für sie gäbe es zu Hause Jobs, indem sie Drogenabhängige töteten. Er forderte Bürgermeister, die des Drogenhandels angeklagt waren, dazu auf, zu büßen, zurückzutreten oder zu sterben. Er drohte

damit, Menschenrechtsaktivisten zu töten, sollte sich das Drogenproblem verschlimmern. Er sagte Polizisten, sie bekämen von ihm Medaillen für das Töten. Er versprach Journalisten, sie könnten zu legitimen Zielen von Mordanschlägen werden.

»Ich scherze nicht«, sagte er auf einer Wahlkampfveranstaltung 2016. »Wenn ich Präsident werde, weise ich das Militär und die Polizei an, diese Leute aufzustöbern und zu töten, Punkt.«

Ich kenne nur die Namen von ein paar Dutzend Toten. Dem Präsidenten sind sie egal. Er hat schon genügend Namen für sie. Sie sind Süchtige, Drogenhändler, Konsumenten, Dealer, Monster, Verrückte.

Love-Love kann zwei von ihnen benennen. Es sind Dee und Ma.

Es fing mit einem Schlag gegen die falsche Tür an, nur ein Stück den Flur runter. Danach Aufruhr, Fäuste prallten auf Holz, Bewohner protestierten, und eine Tür nach der anderen wurde zugeschlagen, untermalt von der Stimme eines Mannes.

»Negativ«, sagte der Mann. »Negativ, negativ, negativ.«

Der Mann brauchte nicht lange, bis er Love-Loves Tür erreicht hatte. »Aufmachen«, schrie der Mann.

Draußen kauerte Love-Love neben ihrer Mutter. Es war drei Uhr morgens. Dee schlief tief und fest auf dem Rücken, eins der Kleinkinder lag auf seiner Brust. Die anderen Kinder schliefen über das Zimmer verteilt. Der Mann trat die Tür ein.

So würden ihre Eltern also sterben, dachte Love-Love.

Ihre Mutter öffnete die Tür, aus Angst, die Männer draußen würden durch die Fenster eindringen und sie alle im Kugelhagel töten. Zwei Männer stürmten ins Zimmer. Beide trugen Masken mit Löchern für Augen, Nase und Mund.

»Positiv«, sagte einer von ihnen und baute sich vor Dee auf. »Steh auf«, sagte er.

Dee schreckte hoch. Er wollte sich aufsetzen, aber ein Baby klammerte sich an seine Brust. Er ließ sich zurückfallen.

»Love«, sagte er, bevor ihn einer der Männer erschoss. Die Kugel brach aus seiner rechten Schläfe aus. Blut spritzte über das Baby.

»Dee!«, schrie Love-Love.

Das Baby heulte. Ma weinte. Sie warf dem Mann, der ihren Ehemann getötet hatte, einige Papiere hin. Hier sei der Beweis, schluchzte sie, dass sie sich gebessert hätten.

Ma fiel auf die Knie. Love-Love zerrte ihre Mutter wieder auf die Beine. Es war Love-Love, die sich zwischen den Schützen und Ma schob. Es war Love-Love, die dort stand, die Mündung nur wenige Zentimeter von ihrer Stirn entfernt. Es war Love-Love, mit ihren großen Augen und den dünnen braunen Beinen, die den Schützen verfluchte und aufforderte, er solle stattdessen sie erschießen.

»Töte mich«, sagte sie. »Nicht meine Ma.«

Der zweite Gangster hielt den ersten zurück. »Nicht schießen«, sagte er. »Sie ist noch ein Kind.«

Sie gingen. Aber es dauerte nicht lange, bis sie zurückkamen. Der erste Gangster wandte sich wieder Love-Loves Mutter zu und hob die Waffe.

»Wir sind Duterte«, sagte er und schoss das Magazin leer.

Ma starb auf ihren Knien.

Love-Love verfluchte die Mörder. »Ihr verdammten Wichser«, sagte sie. »Ihr habt schon meinen Dee umgebracht. Und jetzt noch meine Ma.«

Der Schütze hielt Love-Love die Mündung vors Gesicht.

»Halt die Fresse«, sagte er, »oder wir erschießen dich auch noch.«

Als sie weg waren, entdeckte Love-Love das Loch in Mas Kopf. Das Blut sprudelte durch Love-Loves Finger. Dee lag noch dort, wo er zusammengebrochen war. Seine Augen hatten sich verdreht. Love-Love wollte ihn umarmen, aber sie hatte Angst. Er sah nicht wie ihr Dee aus.

»Dee«, fragte das Mädchen namens Love. »Verlässt du mich, Dee?«

1945 veröffentlichte der Reporter Wilfred Burchett im Londoner *Daily Express* die Story über einen Atomsprengkopf, der über Hi-

roshima explodiert war. Er berichtete von, wie er es nannte, »der grauenhaftesten und erschreckendsten Verwüstung in vier Jahren Krieg«. Burchett marschierte mit einer Pistole, einer Schreibmaschine und einem japanischen Sprachführer in Hiroshima ein. »Ich gebe diese Fakten so objektiv wieder, wie ich nur kann«, schrieb Burchett, »in der Hoffnung, dass sie der Welt als Warnung dienen werden.«

Ich bin eine Reporterin, wie Burchett. Aber anders als er, bin ich keine Auslandskorrespondentin. Ich habe die vergangenen zehn Jahre damit verbracht, in ausgebombte Städte zu fliegen, Leichensäcke zu zählen und sowohl über die natur- wie die menschengemachten Katastrophen zu berichten, die mein eigenes Land heimsuchen. Und dann waren da noch die letzten sechs Jahre, in denen ich die Morde dokumentierte, die unter der Regierung von Präsident Rodrigo Duterte begangen wurden.

Der Umstand, dass ich eine Philippinerin bin, die auf den Philippinen lebt, bedeutet, dass ich nach einem Einsatz nicht einfach nach Hause gehen kann. Es gibt keinen Sieben-Tage-Drehplan mit im Voraus gebuchten Flügen und der Option zu verlängern; nur immer mehr Leichen, jeden Tag. Ich brauche keinen Übersetzer, der mir sagt, dass der Mann, der neben seinem toten Bruder *putang ina* schreit, »Wichser« und nicht »Mistkerl« meint. Ich verstehe, warum Särge manchmal wochenlang in Wohnzimmern stehen, und ich bin darauf vorbereitet, während der Totenwache das Sandwich auszuschlagen, das mir die Witwe anbietet, die so schrecklich arm ist, dass sie sich die Formaldehyd-Injektion für 20 Dollar nicht leisten kann, die nötig ist, um eine verwesende Leiche zu konservieren.

Als die Morde ihren Höhepunkt erreichten, gab es jede Nacht neue Leichen. Sieben, zwölf, sechsundzwanzig, die Brutalität auf einen Absatz reduziert, manchmal auf nur einen einzelnen Satz. Die Sprache versagte, während die Opferzahl stieg. Es gibt keine Synonyme für *Blut* oder *bluten*. Das Blut strömt nicht mehr, wenn ich zu einem Tatort komme. Es gurgelt oder spritzt nicht mehr. Es

hat eine Lache unter der Tür gebildet, oder es sickert, wie im Fall des Jeepney-Barker, der vor einem 7-Eleven erschossen wurde, in Rinnsalen aus dem Mund.

Tot ist ein gutes Wort für Journalisten im Zeitalter von Duterte. Tot verhandelt nicht, verlangt wenig Verifikation. Tot ist eine sichere Sache, hat Knochen, Haut und Fleisch, tot lässt sich anfassen und ansehen und fotografieren und für die Ausstrahlung verpixeln. Tot, ob nun 44 oder 58 oder 27.000 oder 1, ist tot.

Ich gebe diese Fakten so ehrlich wieder, wie ich kann, aber ich bin nicht objektiv, während ich sie niederschreibe. Dass ich Philippinerin bin, bedeutet auch, dass ich Schuld auf diese komplexe Weise verstehe, wie sie nur auf den kolonialisierten Philippinen aufgewachsene Katholiken kennen. Ich weiß, warum ein Vater niederkniet, um das Blut seines Sohnes abzuwaschen, und dabei Entschuldigungen in den Linoleumboden murmelt. Ich weiß, dass er glaubt, persönlich schuld daran zu sein, die vier Kugeln nicht aufgehalten zu haben, die den Körper seines 30-jährigen Sohns durchschlagen haben – Stirn, Brust und die schmalen Schultern, sodass er darin das Zeichen des Kreuzes erkennt – im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen. Ich weiß das alles, weil ich die Tochter meines Vaters bin und verstehe, dass mein eigener Vater ebenfalls betet, weil mein Überleben ein einziges Privileg ist.

Präsident Duterte sagte: Tötet die Drogenabhängigen, und die Drogenabhängigen starben. Er sagte: Tötet die Bürgermeister, und die Bürgermeister starben. Er sagte: Tötet die Anwälte, und die Anwälte starben. Manchmal waren die Toten keine Drogendealer oder korrupten Bürgermeister oder Menschenrechtsanwälte. Manchmal waren es Kinder, aber sie wurden trotzdem getötet, und der Präsident sagte, es seien Kollateralschäden.

Während der ersten Monate des Kriegs sah ich viele junge Frauen und Mädchen, und nicht alle haben überlebt und konnten ihre Geschichten erzählen. In derselben Woche, in der Love-Loves El-

tern getötet wurden, starb die fünfjährige Danica Mae durch eine Kugel, die für ihren Großvater bestimmt war.

Ich sprach mit ihm in einem engen Raum mit Betonwänden, an denen Jesus gütig von einem Wandkalender herabblickte. Er hieß Maximo, und er nahm nicht an der Beerdigung seiner Enkelin teil. Seine Familie hatte ihn davon abgehalten. Seine Töchter versprachen ihm, Handyvideos zu machen. Wir stellen sie auf Facebook, sagten sie. Warte auf die Beerdigungsvideos, wir sorgen dafür, dass du sie dir ansehen kannst. Ihm war klar, warum er nicht hingehen sollte und warum ihn seine Familie direkt aus dem Krankenhaus in eine Wohnung verfrachtet hatte, die weit weg von dem Ort lag, an dem er den größten Teil seines Ehelebens verbracht hatte. Die Männer mit den Masken könnten zum Haus zurückkommen und den Job zu Ende bringen. Niemand würde dann seine Danica Mae besuchen. Er wollte, dass Danica von ihren Trauergästen umgeben war. Das hatte sie verdient, und so vieles mehr.

Maximo hatte die Duterte-Kandidatur unterstützt. Er trug immer noch das rot-blaue Armbändchen, auf dem in weißen Buchstaben der Name des Präsidenten aufgedruckt war. Maximo hatte für Duterte gestimmt, weil Duterte ein starker Mann war. Es war egal, dass Maximo selbst schon Drogen genommen hatte. Vielleicht wäre Danica auch ohne Duterte als Präsident gestorben, vielleicht auch nicht. Er wusste nur, dass es viele Tote gegeben hatte, darunter Männer, die auf derselben Liste standen, auf der sich auch sein Name befunden hatte. Die Liste nannte ihn einen Drogendealer.

»Sollen sie mich doch töten, wenn sie können«, sagte er. »Ich überlasse es Gott. Gott weiß, wer die Sünder sind und wer die Wahrheit spricht.«

Also wartete er allein. Er war ein großer Mann mit einem dicken, strammen Bauch und geröteten Augen. Er weinte ein wenig, betete ein wenig, säuberte die Schusswunden, an die er herankam. Er rief Danicas Eltern an und bat sie, sich über ihren Sarg zu beugen und ihr zuzuflüstern, dass ihr Opa sie lieb hatte.

Er bat sie, ihr zu sagen, dass er ihr zuliebe wegblieb.

Ich hatte mich immer für eine höchst pragmatische Zynikerin gehalten, bis zu dem Jahr, in dem Präsident Duterte gewählt wurde. Ich wusste, dass guten Menschen schreckliche Dinge zustießen. Ich war krankhaft stolz darauf, zu jener besonderen Sorte von Korrespondenten zu gehören, denen es möglich war, neben einer Leiche zu stehen und festzustellen, dass es sich da unten im Wasser vermutlich um eine Frau handelte, dass unter dem ausgebleichten gelben Shirt die Überreste von Brüsten zu erkennen waren, trotz des Umstands, dass dem Gesicht über dem Shirt Haut und Fleisch fehlten.

Falls mein Journalismus einer moralischen Hierarchie folgte, so stand an erster Stelle, dass es galt, unter allen Umständen den Verlust des Lebens zu vermeiden, denn das wäre das Allerschlimmste. Natürlich war das kein revolutionäres Konzept. Ich wuchs als Bürgerin der ältesten Demokratie Südostasiens auf, und ich glaubte, so wie vermutlich die meisten meiner Generation, an Meinungsfreiheit und Menschenrechte und die Pflicht, meine Regierung zur Verantwortung zu ziehen. Ich glaubte 2009 an die Demokratie, als ich über den Mord an 32 Journalisten schrieb. Ich glaubte 2013 daran, als ich über das Bombardement von Zamboanga City berichtete. Ich glaubte 2015 daran, nachdem 44 ahnungslose Polizisten durch die Arroganz der Regierung in ein Maisfeld geschickt wurden und Rebellen zum Opfer fielen. Ich glaubte genauso an Demokratie, wie ich an kurze Sätze und einfache Wörter glaubte.

Demokratie ist ein einfaches Wort, so wie *Mord*. Ich betrachtete sie als Gemeinwohl, im Gegensatz zu einer von persönlichen Machtinteressen bestimmten Politik. Mit Demokratie meinte ich nicht die gewählte Regierung. Die Regierung, jede Regierung, versagte oft, war oft mitschuldig, war weitgehend inkompetent, verlogen und realitätsfremd. Die Demokratie, an die ich glaubte, war die Nation, eine Gemeinschaft von Millionen, die Brutalität als Fehlentwicklung betrachtete, die es so oft und so heftig zu verurteilen galt, wie es erforderlich war.

Ich glaubte immer noch an die Demokratie, als ich anfang, Präsident Dutertes Tote zu zählen. Da verstand ich noch nicht, dass die Demokratie, auf die sich mein Journalismus berief, nur für mich und ein paar wenige andere Geltung besaß. Anderswo im Land starben die Menschen, verhungerten, wurden zu Witwen oder Waisen oder wurden ignoriert. In der Welt, wie sie sich Rodrigo Duterte vorstellte, bestand diese Nation aus einem Haufen Idioten und Ahnungsloser, die von Gaunern und Verbrechern aufgehetzt wurden. Seine Nation waren die *Badlands*, wo der Frieden gestört und kein Bürger in Sicherheit lebte; wo jeder Abhängige bewaffnet war und bereit zu töten.

Duterte stärkte den Menschen den Rücken, er sagte, die Mühsal ende hier und jetzt. Scheiß auf Sentimentalität. Scheiß auf Bürokratie. Kein Vergeben mehr, keine zweite Chance, es müsse endlich eine Grenze gezogen werden, und auf einer Seite dieser Grenze stünde er mit einer geladenen Waffe in der Hand. Das Gesetz mochte beliebig sein, die Verbrecher am Ruder, aber Duterte war ein Mann, der sagte, was er meinte, und meinte, was er sagte, der einen vielleicht einmal vorwarnte und dann langsam bis drei zählte.

Das war die Republik der Philippinen, die Rodrigo Duterte versprach zu retten. Sechs Monate, und er würde dem Verbrechen und der Korruption ein Ende setzen. Sechs Monate, und das mit den Drogen hätte sich erledigt.

Man applaudierte ihm, feierte ihn, und schließlich wurde er ins Amt eingeführt.

»Hitler vernichtete drei Millionen Juden«, sagte er. »Hier gibt es drei Millionen Drogenabhängige. Ich werde sie liebend gern ab-schlachten.«

Im Dezember, fünf Monate nach Beginn des Drogenkriegs, musste ein weiteres Mädchen dabei zusehen, wie ihr Vater starb. Sie hieß Christine, und sie war 14 Jahre alt.

Sie sagte: »Eines Tages kamen die Cops und suchten nach Pa.« Stattdessen fanden sie nur ihre Mutter. Die Cops behaupteten,

Christines Mutter sei drogenabhängig. Sie war im achten Monat schwanger. Sie nahmen sie in einem weißen Van mit. Als Pa nach Hause kam, sagten ihm alle, er müsse verschwinden. Die Polizei, sagten seine Nachbarn, würde ihn umbringen, wenn sie ihn fanden.

Monate später kam Pa trotzdem eines Abends nach Hause. Er sagte, er vermisse die Kinder. Er kochte Spaghetti. Er sang ihnen etwas vor. Er fütterte die Kleinsten von Hand. Er gab Christine die Hälfte von seinem Kaffee ab. Er sagte ihnen allen, dass er sie sehr lieb habe und dass es eine Weile dauern würde, bis er wieder zurückkäme.

Draußen vor dem Haus hörten sie am nächsten Morgen Geschrei. Drei Gewehre erschienen am Fenster, die Läufe glänzten im Sonnenlicht. Die Tür wurde aufgebrochen. Fünf Polizisten kamen ins Haus gerannt. Sie zwangen Pa, sich auf den Sessel zu knien, und drückten sein Gesicht in das Rückenkissen. Er umklammerte seinen Ausweis. Er sagte, er sei clean.

»Bitte«, sagte er, »bitte nehmt mich einfach nur fest. Ich habe so viele Kinder.«

Die Polizisten wiesen die Kinder an, rauszugehen. Christine schlang die Arme um Pa. Einer der Polizisten riss sie weg und schleuderte sie gegen die Wand.

»Raus hier«, sagte er.

Nur, dass Christine nicht rausging, zumindest nicht schnell genug. Sie war dort, als der Polizist ihrem Vater in den Hinterkopf schoss, in die Brust schoss, aus nächster Nähe, sodass ihr kleiner Bruder am nächsten Tag den Finger in das Loch im Polster stecken und die Kugel rauspulen konnte.

Die Polizisten behaupteten, Pa hätte sich gewehrt. Sie sagten, er wäre ein Drogendealer. Sie sagten, sie hätten Pa in Notwehr getötet.

Erst lange, nachdem Pa gestorben war, fing Christine wieder an zu sprechen. Ihr erstes Wort lautete: Entschuldigung. Sie entschuldigte sich bei ihrer Großmutter und bei ihren Geschwistern. Sie entschuldigte sich, weil sie Pa an dem Morgen, an dem er getötet

worden war, losgelassen hatte. Hätte sie sich besser festgehalten, hätte sie ihn stärker umarmt, wäre Pa noch am Leben.

Mein Nachrichtenunternehmen hat einen komischen Namen: *Rappler*. Meine Chefinnen haben ihn sich ausgedacht, von *rap* für diskutieren und *ripple*, für Welle. Sie erklärten es mir am Tag meiner Einstellung im dritten Stock eines Gebäudes, das an einer Straße lag, die zur Sommerzeit überflutet war. Fast hätten sie sich Rippler genannt, sagten sie, hätte nicht jemand darauf verwiesen, dass es ein wenig nach Nippel klang. Ich musste lachen. Während der ersten Monate fing jedes meiner Außeninterviews damit an, dass ich einer verwirrten Quelle, die an die Bezeichnungen der Fernsehsender gewöhnt war, den Unternehmensnamen mehrfach wiederholte. »Raffler, sagen Sie? Rapper? Rapeler?« *Rappler*, antwortete ich. *Rappler*. Ja, Sie finden uns auf YouTube. Nein, ich arbeite nicht für YouTube. Irgendwann gab ich auf, nuschelte den Namen leise weg und bot an, ihren Teenie-Neffen einen Facebook-Link zu schicken.

Ich fing im Spätsommer 2011 bei *Rappler* an. Ich war damals 26 Jahre alt, und anders als *Rappler* glaubte ich nicht daran, dass die Welt durch Social Media ein besserer Ort werden würde. Aber ich glaubte, dass es mit dem Journalismus vorangehen würde, wenn wir uns nur genug Mühe gaben. *Rappler* glaubte daran, die neue Korrespondentin für das digitale Zeitalter erschaffen zu können, eine Ein-Frau-News-Crew, die fotografieren, filmen, Fragen stellen, live über die Entwicklungen twittern, Artikel abliefern und die Konkurrenz schlagen konnte, und das alles, während sie mit nichts weiter als einem mobilen Internetstick und einem iPhone eine Live-Reportage produzierte. Das Experiment war zum Scheitern verurteilt, zumindest für mich. Ich war die Reporterin, die sich auf dem Weg zum Büro verirrt und eine halbe Stunde brauchte, um einen einzigen Satz zu Papier zu bringen. Ich konnte, da es sich hier um eine Erinnerungsübung handelt, über Streitigkeiten berichten, bei denen es um die Anzahl der Wörter und

die Redaktionssoftware und die Farbe Orange ging, die sie für das Logo auswählten. Ich könnte über den Nachmittag schreiben, an dem die Herausgeberinnen endlich ein Sofa kauften, nachdem sie einmal zu oft entdeckt hatten, dass Reporterinnen unter ihren Schreibtischen schliefen. Ich könnte über den Tag schreiben, an dem ich eine zukünftige Friedensnobelpreisträgerin dazu gebracht hatte, aus Frust zu heulen. Es war meine Schuld, aber ich sage immer auch dazu, dass sie angefangen hat.

Diese Geschichten sind alle wahr, aber es stimmt auch, dass *Rappler* mich an zu viele Orte geschickt hat, an denen das Alltägliche mit einer Leiche auf dem Boden endete. Fragt man mich nach einer Geschichte über *Rappler*, kann ich nur sagen, dass jede Geschichte über *Rappler* genauso eine Geschichte über die Leute ist, die uns ihre Geschichten erzählen. Ich bin Trauma-Reporterin. Jemand wie ich arbeitet in dem unbehaglichen Raum zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte. Meine Geschichten boten keine Lösungen, sie versprachen kein Heil. Ich trieb keinen Handel mit Hoffnung. Manchmal, wenn wir Glück hatten, bezahlte ein Leser für einen Sarg oder einen neuen Stuhl für einen Friseur in Guiuan, der bei einem Sturm seinen Salon verloren hatte.

Jede Geschichte begann mit dem Alltäglichen, weil es unterstrich, was als Nächstes geschah. Der blaue Himmel vor der Leichenflut. Der Abschiedskuss vor dem Kugelhagel. Nachdem der Supertaifun Haiyan die Stadt Tacloban in Schutt und Asche gelegt hatte, saß ich mit der Kamera vor einem Mann, der mich bat, eine Nachricht an seinen Sohn zu übermitteln. Ich stellte das Bild scharf und drückte den Aufnahmeknopf. Bitte komm nach Hause, sagte Edgardo, Papa macht auch Spaghetti zu Weihnachten. Sein Sohn war verschwunden, sehr wahrscheinlich ertrunken, aber Edgardo versuchte trotzdem, ihn zu erreichen, weil das Alltägliche ihn vielleicht zurückholen würde.

Ich schrieb über schreckliche Dinge, die geschahen, weil diese Dinge nicht hätten geschehen dürfen und nie wieder geschehen sollten. Dann versprach eines Tages der Mann, der Präsident sein

würde, seine eigenen Bürger zu töten. Das Schreckliche wurde zum Alltäglichen, begleitet von donnerndem Applaus.

Nacht für Nacht schallten Schüsse durch die Slums. Auch diese Geschichten begannen mit dem Alltäglichen. Ich wachte auf, sagte die Freundin von jemandem, und er lag nicht mehr neben mir. Ich nahm ein Bad, sagte die Mutter von jemandem, als ich die Rufe hörte. Ich war zu Hause, sagte die Tochter von jemandem, als die Cops die Tür eintraten und meinen Vater erschossen. Ich schrieb auf, was ich konnte, und obwohl es viele Menschen gab, die trauerten, waren da gleichzeitig auch so viele, die über die Toten lasen und sagten, es müssten noch mehr sterben.

Rappler war kaum vier Jahre alt, als Rodrigo Duterte zum Präsidenten gewählt wurde. Wir waren nur sehr wenige, aber wir taten, was wir konnten, um über Korruption und Machtmissbrauch zu berichten und über den Krieg gegen die Drogen. Präsident Duterte gab *Rappler* einen anderen Namen. Er nannte uns Fake News. Er sagte, wir seien bezahlte Schreiberlinge. Wir wurden wegen Steuerhinterziehung und Online-Verleumdung und Urheberrechtsverletzung verklagt. *Rappler* wurde die Lizenz entzogen, was noch immer angefochten wird. Unseren Reporterinnen wurde verboten, über den Präsidenten zu berichten. Täglich wurden wir auf Social Media bedroht. Weil wir Frauen sind, befanden sich auch Vergewaltigungsandrohungen darunter.

Ich veröffentlichte viele Geschichten, jede einzelne drehte sich um eine Leiche, die einmal einen Namen gehabt hatte, auch wenn mein einziger Anhaltspunkt »Nicht identifizierte Leiche Nr. 4« gewesen war. Ich schrieb, dass die fünfjährige Danica erschossen wurde, bevor sie ihren neuen, pinkfarbenen Regenmantel tragen konnte. Ich schrieb, dass Jhaylord der Liebling seiner Mutter gewesen war und dass Angel in der Nacht ihrer Ermordung eine Barbie-Puppe bei sich getragen hatte. Ich fügte so viele Details wie möglich hinzu, einfach alles, die Farbe des Schuhs, der Klang des Schreis, der Umstand, dass der Tote eine knappe, rot-weiße Unterhose trug, als man die Leiche auf der Straße auszog.

»Ich will ehrlich zu Ihnen sein«, sagte der Präsident. »Sind das Menschen? Wie lautet Ihre Definition eines menschlichen Wesens?«

Hier ist Danica Mae Garcia, Maximos Enkeltochter.

Hier ist Constantino de Juan, Christines Pa.

Hier sind Love-Loves Dee und Ma.

Hier ist der Mann, der sie getötet hat.

»Wir sind Duterte«, sagte der Schütze mit der Maske.

Ich wurde in dem Jahr geboren, als die Demokratie auf die Philippinen zurückkehrte. Jetzt bin ich hier, um über ihren Tod zu berichten.

Die Mehrheit der Überlebenden

In der Geschichte, die mein Großvater erzählte, trafen die ersten weißen Männer mit einer Flotte aus fünf Kriegsschiffen ein, angeführt von der *Trinidad*.

Es war 1521. Hinter der Flottille lag über ein Jahr, das geprägt war von Unglücksfällen und Meuterei. Der Kapitän der *Trinidad*, ein bärtiger Abenteurer namens Ferdinand Magellan, sah am Horizont eine bewaldete Insel. Die Männer der *Trinidad* fielen auf die Knie und priesen den Herrn, und da ihnen der Rum ausgegangen war, sahen sie zu, sich ordentlich mit Bireley's-Orange-Soda und Siu-Hoc-Tong-Reiswein zu betrinken.

Magellan setzte den Anker. Er begrüßte ein vorbeifahrendes Boot mit Einheimischen.

»Um zu zeigen, dass er das Herz am rechten Fleck hatte«, sagte mein Großvater, »ließ sich Magellan von seinem Proviantmeister ein paar rote Mützen, Ferngläser, Kämme, Schellen und die 16.-Jahrhundert-Entsprechung dessen, was wir heute einen *Zoot Suit* nennen, reichen. Magellan übergab alles dem einheimischen Oberhaupt und sagte: »So etwas finden Sie in keinem Sears-Roebuck-Katalog. Es ist der letzte Schrei für den gut gekleideten Kopffäger, nehmen Sie es mit den besten Empfehlungen des Königs und auch von mir, und hätten Sie vielleicht noch ein paar überflüssige Goldbarren irgendwo rumfliegen?«

Wenn ich sage, mein Großvater erzählte Magellans Geschichte, dann meine ich nicht, dass er sie mir erzählte, sondern den Leuten, die vielleicht ein von der Philippinischen Buchgesellschaft vertrie-

benes Buch gekauft hatten, geschrieben 1951 von Mario P. Chanco. »The Fredding of Ferdinand Magellan« war eine von einer Handvoll volkstümlicher Erzählungen, die mein Großvater veröffentlicht hatte, während er seinem Beruf als Zeitungsjournalist nachging. Mein Großvater schrieb einer seiner Freunde liebevoll, »erging sich deutlich zu oft in albernem Bemerkungen und respektlosen Äußerungen, besonders was ernsthaftes Schreiben betraf«.

Und so segelte sein imaginiertes Magellan weiter in die Inselgruppe hinein, aus der später die Philippinen werden sollten. Er traf auf andere Einheimische, tauschte seine Fracht gegen Gold und Gewürze, bis er Lapu-Lapu begegnete, dem grimmigen Anführer der Insel Mactan. Lapu-Lapu weigerte sich, Magellan zu huldigen oder dem spanischen König seine Loyalität zuzusichern.

»Natürlich machte das Magellan unglücklich«, erklärte mein Großvater, »schließlich verbreitete er das Wohlwollen und den Segen seines Monarchen zur Erleuchtung und zum Wohle aller Ungläubigen auf der Welt. Was machte es da schon, wenn besagtes Wohlwollen mit einer geladenen Muskete im Anschlag dargeboten wurde? Kam das nicht auf dasselbe hinaus?«

Die Eroberer wateten nach einem »fantastischen Trommelfeuer an den Stränden« in Richtung der Küste. Dort stießen sie auf die mit Speeren bewaffneten Männer von Mactan, die »sich auf sie stürzten wie Rachedämonen«. Magellan wurde von einem geschärften Bambusspeer getötet. Seine Männer, oder was von ihnen übrig war, segelten davon, nur zwei Schiffe der Flotte hatten überlebt.

»Was Magellan angeht«, schloss mein Großvater, »der blieb, wo ihn die Mactan-Inseln erwischte hatten. Und die Moral von der Geschichte: Wenn du das nächste Mal was willst, sag Bitte.«

Niemand, der das liest, wird meinen Großvater für einen Historiker halten, aber seine Version davon, wie die spanischen Eroberer das erste Mal zu den Philippinen segelten, hat durchaus eine gewisse Verwandtschaft mit der Wahrheit. Lapu-Lapu von Mactan, dessen Krieger Giftpfeile auf Ferdinand Magellan schossen, hielt

die spanische Invasion der Philippinen für fast ein halbes Jahrhundert auf. Ein weiterer Versuch, das Land zu erobern, diesmal durch Ruy López de Villalobos, scheiterte 1544. Villalobos' einziger Erfolg bestand darin, einen Namen für die Inseln zu hinterlassen, von denen man ihn verscheucht hatte: Las Islas Filipinas, zu Ehren des zukünftigen Königs, Philipp dem Zweiten von Spanien.

Erst 1565 fielen schließlich mit der Ankunft von Miguel López de Legazpi die Inseln dem spanischen Kolonialreich zu. Während der folgenden Jahrzehnte luden spanische Galeonen dann dort ihre Soldaten und Statthalter und tonsurierten Mönche ab. Meinem Volk wurde beigebracht, vor dem katholischen Gott zu knien und vor seinen irdischen Gesandten zu leiden, aber die Spanier mussten bald feststellen, dass ihre neue Kolonie im Südosten nicht bereit war, Jahre voller Missbrauch und Messen zu erdulden. Es gab geheime Gesellschaften und bewaffnete Revolten, stille Aufstände und öffentliche Hinrichtungen. Gegen Ende versuchten es die Spanier sowohl mit Gewalt wie auch Versöhnung, richteten hier einen Schriftsteller hin, verbannten dort einen Revolutionsführer.

Zum Ende des 19. Jahrhunderts waren es nicht nur die Philippinen, die sich gegen Mutter Spanien auflehnten. Mexiko, Puerto Rico und Kuba rebellierten ebenfalls, gerade als Theodore Roosevelt, damals stellvertretender Marineminister, bestrebt war, die amerikanischen Grenzen zu erweitern. 1898 erklärten die Vereinigten Staaten Spanien den Krieg, um ihre Interessen in Kuba zu schützen. Die Kriegshandlungen breiteten sich bis an die Ränder des bröckelnden spanischen Königreichs aus.

Hier zeigte sich Amerikas offenkundige Bestimmung im großen Stil: Eine 125.000 Mann starke Freiwilligenarmee marschierte in Santiago de Cuba ein. Roosevelts *Rough Riders* donnerten durch Las Guásimas und stürmten den San Juan Hill hinauf. Eine Armada, die das US-Asiengeschwader transportierte, wurde zur Hauptstadt des spanischen Brückenkopfs in Asien entsandt – nach Manila.

Wir gewannen den Krieg gegen Spanien nicht, denn Amerika beanspruchte den Sieg für sich selbst.

Die Schlacht in der Bucht von Manila war ein Debakel. Spanische Schiffe sanken. Der Rest wurde gekapert. Die amerikanischen Verluste waren vernachlässigbar.

Commodore George Dewey hielt die Stellung auf See, aber an Land kämpften Filipinos und befreiten eine Stadt nach der anderen, auf Kosten Tausender Leben. Viele Jahre bewaffneter einheimischer Revolution kamen zu einem Ende. General Emilio Aguinaldo sagte seinen Männern, als er aus dem Exil in Hongkong zurückkehrte, sie sollten sich in Scharen versammeln, wann immer sie eine amerikanische Flagge würden wehen sehen. Amerikaner, sagte er, hätten ihren »Schutzmantel über unser geliebtes Land« gebreitet, »um der Menschlichkeit willen, und aufgrund der Wehklagen so vieler verfolgter Menschen«.

Die bewaffnete philippinische Miliz bildete eine Allianz mit den Vereinigten Staaten. General Aguinaldo erklärte die Unabhängigkeit. Spanien weigerte sich, den Filipinos die weiße Flagge zu zeigen, und die Amerikaner sprangen nur zu gern bei. Die Vereinigten Staaten und Spanien schlossen einen geheimen Deal, um die Filipinos in Schach zu halten, und fochten einen choreografierten Kampf aus. Die spanische Flagge wurde eingeholt, die amerikanische Flagge gehisst. Philippinische Truppen umzingelten Manila, wurden aber von ihren eigenen Verbündeten daran gehindert, in die Stadt einzudringen.

Vier Monate später forderte Präsident McKinley von den Filipinos, »die militärische Okkupation und Befehlsgewalt der Vereinigten Staaten anzuerkennen«. Das in Paris unterzeichnete Abkommen zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und dem Königreich Spanien belief sich somit auf den Verkauf einer kompletten Kolonie zum Schnäppchenpreis von 20 Millionen Dollar.

In England, jenseits des Meeres, ermutigte Rudyard Kipling die Herren des neuen amerikanischen Imperiums, sie sollten es auf sich nehmen, »die Bürde des Weißen Mannes« zu tragen.

Bannt eure Söhne ins Exil
den Bedürfnissen eurer Gefangenen zu dienen;
in schwerem Geschirre aufzuwarten
verschreckten wilden Leuten –
euren neugefangenen verdrossenen Völkern,
halb Teufel und halb Kind.

Die halb teuflischen, halb kindlichen Bürger der kurzlebigen philippinischen Republik forderten die Unabhängigkeit, die ihnen die Söhne der Freiheit versprochen hatten. Amerika antwortete mit eiserner Faust. Rebellen wurden massakriert. Städte wurden zerstört. William Howard Taft mag die Filipinos Amerikas »kleine braune Brüder« genannt haben, aber die Soldaten am Boden sangen ein anderes Marschlied. Gelegentlich wechselte jemand die Seiten für die philippinische Sache, doch die übergekauften afroamerikanischen Soldaten wurden für ihre Überzeugung hingerichtet.

So begann die Herrschaft des neuen amerikanischen Imperiums, das ein weißer Präsident der neuen Welt einem weißen König der alten Welt abgekauft hatte.

Wir waren Spanien, und danach waren wir 48 Jahre lang Amerika.

Mein Großvater wurde 1922 geboren, gut 24 Jahre nach Beginn der amerikanischen Besatzung. Er war der Urenkel eines chinesischen Händlers namens San Chang Co, der Mitte des 19. Jahrhunderts nach Manila gesegelt war und sich mit einer philippinischen Ehefrau niedergelassen hatte. Als mein Großvater als Kind eines Universitätsbeamten und einer Kaufhauserbin geboren wurde, hatte sich der Nachname zu Chanco geändert. San Chang Cos Nachfahren wurden als englischsprechende Untertanen der Vereinigten Staaten von Amerika geboren.

Mario Chanco war das sechste von sieben Kindern. Sie wohnten in der San Antonio Street in einem weitläufigen Haus mit

schweren Möbeln und Wänden voller Bücherregale. Ein nicht geringer Teil des Familienvermögens floss in die Ausbildung der jüngeren Generation. Zu Hause lernten sie Spanisch, in der Schule Englisch und überall sonst Filipino.

Als mein Großvater zwölf war, verabschiedete der 73. US-Kongress den *Tydings-McDuffie Act*, ein Bundesgesetz, das die philippinische Unabhängigkeit regelte. Die Philippinen wurden von einer Kolonie zum Teil des Commonwealth, mit der Zusage der Eigenstaatlichkeit innerhalb von zehn Jahren.

Der Zweite Weltkrieg brach sowohl in die Schulzeit meines Großvaters als auch in die letzten Jahre des Commonwealth der Philippinen hinein. Mein Urgroßvater verlor seine Stelle an der Universität, nachdem die Japaner herausfanden, dass der ältere Bruder meines Großvaters, ein in West Point ausgebildeter Armeeoberst, Brücken gesprengt hatte, um die vorrückenden Japaner aufzuhalten. Ein Teil der Familie zog sich in die Hauptstadt zurück, verkaufte, was von ihrem Land noch übrig war, und betätigte sich unter anderem als Kartenverkäufer für Untergrundboxkämpfe. Der Rest verteilte sich anderweitig.

Die Familie überlebte. Anders als viele andere, denn es wurden mehr als 100.000 Menschen getötet. Ein »Bericht über die Gräueltaten«, der am 15. Februar 1945 von einem U.S.-Army-Major in Manila eingereicht wurde, veranschaulichte die Barbarei der letzten Monate der Besatzung. Der Major und seine Männer hatten acht verwesende Leichen in einem Haus in einem Vorort von Manila entdeckt. Fünf der Erwachsenen, darunter zwei Frauen, waren mit auf dem Rücken gefesselten Händen hingerichtet worden. Ein Baby war mit dem Bajonett aufgespießt worden. Weitere Nachforschungen in der unmittelbaren Nachbarschaft »führten zu einem Gespräch mit einem Filipino, einem gewissen Mario Chanco, dem Nachbarn der Verstorbenen«, den der Bericht als Zeitungsjournalist beschrieb.

»Wir konnten sehen, wie [die Japaner] ins Haus eindringen«, erzählte mein Großvater den Amerikanern. »Kurz darauf hörten

wir fünf Schüsse. Was noch geschah, weiß ich nicht, weil ich zusammen mit anderen Zeugen von dort geflohen bin.«

Zu diesem Zeitpunkt waren die Japaner bereits auf dem Rückzug. Der Bruder meines Großvaters überlebte den Todesmarsch von Bataan, bei dem viele Tausend Soldaten den Tod fanden, und kehrte zurück, um sich dem Kampf der Guerillas anzuschließen. Er wurde Kommandeur des *91. Engineer Battalion* der US-Armee im Fernen Osten.

Unmittelbar nach der Kapitulation Japans beendeten die Vereinigten Staaten von Amerika ihre »hohe Mission« der »wohlwollenden Assimilation«, wie sie es nannten. Nach fast 400 Jahren Kolonialherrschaft wurde die Philippinische Republik zur freien Nation erklärt. Sie erhielt eine Verfassung, die als »ein getreues Abbild der US-Verfassung« beschrieben wurde und als »ein Musterbeispiel für eine liberale Demokratie«. Zu diesem Zeitpunkt hatte Amerika festgestellt, dass globale Hegemonie nicht die kostspielige Aufrechterhaltung eines ganzen Archipels von unbequemen Nicht-ganz-Bürgern erforderte, insbesondere wenn eine Nation bereit war, Handelspräferenzen und Militärbasen anzubieten.

Als die Vereinigten Staaten ihren Kolonialbesitz aufgaben, war mein Großvater 24. Er weigerte sich, an die Uni zurückzukehren und widmete sich stattdessen ganz dem Journalismus. Er schrieb über die philippinisch-amerikanischen Wirtschaftsbeziehungen und von Studebaker gesponserte Radiomusik und hob die Einfuhr von »brandneuen Automobilen, der neusten Damen- und Herrenmode, einem Dutzend Lippenstiftfarben und alle möglichen Sorten bunter Stoffe« hervor. Er hatte eine Radiosendung, durch die er sich den Spitznamen Mao einhandelte, weil er in chinesischem Pidgin-Akzent sarkastische Interviews mit Politikern führte. Er verlegte im ersten Stock des Hauses in der San Antonio Street eine Gemeindezeitung und schrieb nebenbei Belletristik. Als Reporter im Rathaus sammelte er Bekanntschaften in der Verwaltung, darunter »ein adrettes junges Fräulein mit einem faszinierenden Lächeln«. Sein Schreibstil – zu dem, wie ich zuge-

ben muss, der recht unbekümmerte Gebrauch von Adverbien gehörte – wurde als »trügerisch leicht« und »skandalös humorvoll« beschrieben. Er war Gründungsmitglied des National Press Club und der erste Moderator von *Meet the Press*, wo »sein Witz und seine augenzwinkernden Kommentare die Wichtigtuerei der Politiker auf ein Minimum reduzierten«. Er wechselte von Zeitung zu Zeitung, von Magazin zu Magazin und arbeitete für *The Philippines Herald*, *This Week*, *Sunday Times*, *Literary Song-Movie*, *Women's Magazine*, bis er zum Chefreporter des *Manila Daily Bulletin* befördert wurde.

Laut derer, die sich an ihn erinnern, war er im Großen und Ganzen ein angenehmer Mensch. »Er war immer heiter und ernst, nie tragisch, launenhaft oder engstirnig, wie man es von Humoristen sonst erwarten würde«, schrieb die Historikerin Carmen Guerrero Nakpil. »Er war nett zu sämtlichen Streunern, die sich in den Hinterhöfen von Manilas Zeitungsviertel herumtrieben, weichherzig im Umgang mit gut aussehenden jungen Frauen und respektvoll gegenüber den Herausgebern. Er ging regelmäßig in die Paco-Kirche und gab für seine Gemeinde eine entfernt religiöse, halb rotarische Publikation namens *Paco Town Crier* heraus. Er kleidete sich nach jener einfallsreichen Mode, die dem philippinischen Mann nach der Befreiung aufgezwungen wurde. Außerdem war er ein unternehmungslustiger junger Mann, der immer wieder an kleinen, gewagten Verlagsprojekten herumtüftelte.«

1955 ernannte man ihn zum landesweit »herausragendsten jungen Mann im Journalismus«. Er nahm ein Fulbright-Stipendium in den USA an. Er veröffentlichte ein Kompendium namens *The Orient*. Das »adrette junge Fräulein«, das er im Rathaus kennengelernt hatte, wurde die Mutter seiner vier Kinder. Bis in alle Ewigkeit würde er sich in seinen Kolumnen auf sie als die wunderschöne Ehefrau beziehen, Großbuchstaben inbegriffen.

»Chanco ähnelt mehr als jeder andere Journalist der dank Hollywood verbreiteten allgemeinen Vorstellung von einem Zeitungsmann«, schrieb Felix Bautista für das *Sunday Times Magazine*. »Er ist

übersprudelnd, aufbrausend, unverbesserlich extrovertiert. Er hat immer eine witzige Antwort parat, eine spritzige Schlagfertigkeit, besitzt das typische Gespür eines Journalisten für geistreiche Bemerkungen und schauderhafte Wortspiele. Wenn seine Hände nicht gerade auf einer Schreibmaschine herumhämmern, sind sie entweder damit beschäftigt, Leute mit einer herzlichen »Hallo Kumpel«-Geste zu begrüßen oder mit einem anklagenden Finger auf etwas zu zeigen – meistens auf irgendwelchen Unfug in der Regierung.«

Während der folgenden Jahrzehnte tippte er jeden Morgen vier Stunden lang das, was er scherzhaft als »meine unsterbliche Prosa« bezeichnete, auf seiner IBM-Selectric-Schreibmaschine. Er eröffnete eine vollwertige Druckerei, die es ihm ermöglichte, seine eigenen Notizbücher herzustellen – in einem Format, das genau in die Gesäßtasche seiner abgewetzten Hosen passte. Nach den Mahlzeiten rauchte er Rothmans, und, wenn ihm diese ausgingen, Dunhills, aber beim Schreiben hatte er immer eine offene Packung Marlboro Reds zur Hand, wobei er die Asche in alle Richtungen schnippte, wenn der Aschenbecher außer Reichweite war. Meine Mutter war seine älteste Tochter, und die Art und Weise, wie er seine Kinder großzog, hatte sie als weitgehend sorglos in Erinnerung behalten. Dies war, wie sie mir erzählte, vor allem dem Unternehmungsgeist der Wunderschönen Ehefrau zu verdanken, einer examinierten Krankenschwester, die den Mittelpunkt der sich rasant drehenden Welt meines Großvaters bildete.

Die Wunderschöne Ehefrau investierte in Land, führte einige Geschäfte und bewirtete den Strom von Freunden, die mein Großvater mit nach Hause brachte. Es handelte sich um Journalisten, Politiker und Umweltschützer, darunter auch ein ehemaliger Kriegsberichterstatter namens Benigno Aquino Jr.

1965 wurde ein Senator, der für sich beanspruchte, der »am höchsten ausgezeichnete Kriegsheld auf den Philippinen« zu sein, zum zehnten Präsidenten des Landes gewählt. Sein Name war Ferdinand Edralin Marcos. Weder war er ausgezeichnet noch ein Kriegsheld,

aber es dauerte Jahre, bis seine Geschichte aufflog. 1972 rief Marcos nach den beiden Amtszeiten, die die Verfassung zulässt, unter dem Vorwand grassierender Gewalt und der kommunistischen Bedrohung das Kriegsrecht aus. Er verkündete eine neue Verfassung und machte sich faktisch zum Präsidenten auf Lebenszeit, während er seine Kritiker und die freie Presse systematisch ausschaltete.

Das Diktatorenehepaar Ferdinand und Imelda Marcos herrschte mehr als 14 Jahre, freudig von den Vereinigten Staaten unterstützt. Imelda tanzte mit Präsident Ronald Reagan und kaufte sich mehrere Tausend Paar Stilettos in Größe 39,5, außerdem eine komplette Sotheby's Auktion, die auch das Stadthaus beinhaltete, welches die ersteigerte Sammlung beherbergte. Die Zeit des Kriegsrechts, wie wir sie nennen, war von Korruption, Vetternwirtschaft und politischer Unterdrückung geprägt. Ihr Ergebnis waren schätzungsweise fünf bis zehn Milliarden aus der Staatskasse gestohlene Dollar, die Inhaftierung von 70.000, die Folterung von 34.000 und die unrechtmäßige Ermordung von 3240 Aktivisten. Wahrscheinlich waren es noch mehr.

Laut der Familienlegende wurde mein Großvater damals zusammen mit Dutzenden anderen politischen Gefangenen inhaftiert. Der Cousin meiner Mutter, mein Onkel Boo, zu dem Zeitpunkt ein 22-jähriger Reporter, musste zusehen, wie alle seine Freunde gefangen genommen wurden, und gab umgehend den Journalismus auf: »Ich bin haarscharf einer Verhaftung entgangen, und jetzt soll ich mich auf dem Silbertablett präsentieren? Auf keinen Fall.« Das Kriegsrecht endete 1981, zumindest auf dem Papier, nachdem internationaler Druck auf das Marcos-Regime ausgeübt worden war. Doch tatsächlich änderte sich nur wenig. In der Folgezeit brachte Vizepräsident George H. W. Bush einen Toast auf Marcos aus: »Uns gefällt Ihr Festhalten an demokratischen Prinzipien.«

Zwei Jahre später, nach der Rückkehr einer der führenden Oppositionsstimmen des Landes, scheiterte dieses Festhalten erneut. Benigno Aquino Jr., genannt Ninoy, war Kriegskorrespondent,

bevor er zum Gouverneur und später zum jüngsten Senator der Philippinen gewählt wurde.

Er wurde während der ersten Verhaftungswelle unter dem Kriegsrecht verurteilt und verbrachte sieben Jahre in Haft. 1980 durfte er für eine Bypass-Operation in die Vereinigten Staaten ausreisen, da er versprochen hatte, seinen Kreuzzug gegen die Marcos-Regierung zu beenden.

Er hielt sich nicht an sein Versprechen. Als er beschloss, zurückzukehren, hatte er drei Jahre lang Vorlesungen in Harvard gehalten und eine internationale Unterstützung für die Opposition aufgebaut. Der Filipino, sagte er in einer seiner letzten Reden, ist es wert, dass man für ihn stirbt.

Am frühen Morgen des 21. August 1983 zog er denselben weißen Anzug an, den er auf seinem Flug ins Exil getragen hatte, und bestieg mit falschen Papieren den China-Airlines-Flug 811. Eine Journalistenmeute umringte ihn, während die Maschine Kurs auf Manila nahm. »Sie müssen Ihre Kameras jederzeit bereithalten«, hatte er den Reportern tags zuvor gesagt. »Es kann sehr schnell geschehen. Alles kann in drei, vier Minuten vorbei sein, und dann werde ich vielleicht nie wieder mit Ihnen reden können.«

Tausende warteten am Manila International Airport. Man hatte gelbe Schleifen um die Bäume gebunden, als Anspielung auf einen Song von Tony Orlando über einen nach Hause zurückkehrenden Gefangenen. *A hundred yellow ribbons round the ole oak tree; I'm comin' home. Tie a ribbon 'round the ole oak tree.*

Als das Flugzeug zu seinem Gate rollte, erschien ein militärisches Einsatzkommando. Aquino wurde durch den Jetway zum Terminal eskortiert. Alle anderen Passagiere wurden aufgefordert, auf ihren Plätzen zu bleiben, selbst als Reporter versuchten, sich an den Soldaten vorbeizudiskutieren. Es ertönten Schüsse. Eine junge Frau, die das Geschehen von einem der Fenster des Flugzeugs aus beobachtete, fing an zu schreien. Viele Jahre später sagte sie vor dem philippinischen *Sandiganbayan*, einem hochrangigen, auf Korruption durch Beamte und Amtsträger speziali-

sierten Gericht, und dem US-Kongress aus: »Euer Ehren, und selbst wenn ich der schlechteste Mensch der ganzen Welt wäre, würde es nichts daran ändern, dass es ein Soldat war, der Ninoy erschossen hat.«

Ninoy Aquino, eine schlaffe Gestalt in Weiß, die leuchtende Hoffnung der philippinischen Opposition, verblutete auf der Rollbahn, bevor er die Rede halten konnte, die er in Boston so sorgfältig vorbereitet hatte: »Ich kehre aus dem Exil zurück in eine ungewisse Zukunft, mit nichts als Entschlossenheit und Vertrauen.«

Mindestens vier Millionen Menschen trotzten dem Monsunregen, um neben dem Sarg mit seinem zerschmetterten Leichnam zu marschieren. Sie trugen Plakate und Schilder – DU BIST NICHT ALLEIN. Die Prozession dauerte elf Stunden. Die Ermordung war für viele der Gipfel der Kränkung nach Jahren brutaler Menschenrechtsverletzungen. In meinem Geburtsjahr, zwei Jahre nach der Ermordung, zwang der internationale Druck Ferdinand Marcos dazu, Präsidentschaftswahlen anzukündigen. Seine Herausforderin war die Witwe von Ninoy Aquino, eine sanftmütige Hausfrau, die eine große Brille und gelbe Kleider trug.

Ihr Name, Corazon, bedeutet »Herz«. Alle im Land nannten sie Cory.

Der Wahlkampf um die Präsidentschaft dauerte 45 Tage. Am 7. Februar 1986 öffneten um sieben Uhr morgens 85.000 Wahllokale. Vor internationalen Beobachtern, dem philippinischen Pressekorps und mehr als 1000 Auslandskorrespondenten wurde unverfroren betrogen. Mindestens 80 Menschen wurden landesweit getötet. Freiwillige Wahlhelfer wurden verprügelt. Bewaffnete Männer drangen mit Gewehren und Granaten in Wahllokale ein. In der Provinz Antique schoss ein Attentäter auf den Stufen des Regierungsgebäudes 24-mal auf Aquinos Wahlkampfleiter Evelio Javier. In Manila durchschlug die Kugel eines Scharfschützen ein Schild, das ein 23-jähriger Demonstrant in den Händen hielt. Auf

dem Schild stand MARCOS GIB AUF. Der Demonstrant starb durch die Kugel in seiner Brust.

Bei einer unabhängigen Auszählung führte Cory Aquino, aber die Nationalversammlung rief Marcos' vierte Amtszeit als Präsident der Philippinen aus. Mindestens 30 junge Computerprogrammierer, die die Stimmen auswerteten, verließen die Versammlung. Sie sagten, die Regierung habe die Zahlen manipuliert.

Die katholische Kirche veröffentlichte eine beispiellose Erklärung, in der sie die Wahl als betrügerisch verurteilte. Ausländische Staatsoberhäupter hielten sich mit Glückwünschen zurück. Präsident Reagan, der zunächst behauptet hatte, beide Seiten hätten betrogen, gab dem Druck seiner eigenen Regierung und der amerikanischen Presse nach und prangerte »umfassenden Betrug und Gewalt« an, »die größtenteils von der Regierungspartei verübt wurde«. Gerüchte über einen Staatsstreich machten die Runde.

In der dritten Februarwoche 1986 setzten sich Verteidigungsminister Juan Ponce Enrile und der stellvertretende Generalstabschef der Streitkräfte, Fidel Ramos, mit einer kleinen Gruppe von Putschisten ab. Sie verbarrikadierten sich in den Hauptquartieren von Polizei und Militär. Der Untergrundsender Radio Veritas, der von einer Frau und zwei Jugendlichen betrieben wurde, sendete einen Appell des Erzbischofs von Manila: Beschützt die Rebellen.

»Als sich der Vollmond letzte Nacht über den Philippinen erhob, wurden diese durch einen Akt der Rebellion erschüttert«, schrieb Phil Bronstein im *San Francisco Chronicle*. »Vor den Toren von zwei Militärlagern in Manila bewacht das Volk die Soldaten.«

Jedes Land hat seine eigenen Sagen. Für viele meiner Generation beginnt der Mythos der modernen Philippinen mit der *Circumferential Road 4*, einem von sechs Highways, die das U.S.-Army-Ingenieurscorps in den Dreißigerjahren geplant hatte, und der sechs Städte miteinander verband, bevor er an der Taft Avenue entlang der Manilabucht endete. Die Amerikaner nannten ihn Highway 54. Er wurde ein Jahr vor der Landung von

43.000 Soldaten der Kaiserlich Japanischen Armee an den Küsten des neuen Commonwealth der Philippinen fertiggestellt.

Nach dem Krieg, in den späten Fünfzigerjahren, schlug ein gemeinsamer Ausschuss einen neuen Namen für die Straße vor, die sich zur Hauptverkehrsroute der Hauptstadt entwickelt hatte. Sie wurde in Epifanio de los Santos Avenue umbenannt, nach einem Journalisten und Wissenschaftler, der sich für die Unabhängigkeit der Philippinen von Spanien eingesetzt hatte. Als Marcos Ende 1985 vorgezogene Neuwahlen ansetzte, hatte die Straße bereits ein Kürzel erhalten: EDSA.

Ich war in der zweiten Klasse, als ich die Geschichte zum ersten Mal hörte. Ich saß in meiner zerknitterten blau-weißen Uniform im Geschichtsunterricht und sah zu, wie meine Lehrerin zwei parallele Kreidestriche an die Tafel malte.

»Das«, sagte Frau Chua, »ist EDSA.«

Sie zeichnete zwei kleine Kästchen auf jede Linie. Hier, sagte sie, befanden sich Camp Crame und Camp Aguinaldo, die Hauptquartiere von Polizei und Armee, die an der EDSA einander gegenüber lagen. Alles andere malte sie mit weißer Kreide aus.

»Und alles das hier sind Menschen«, sagte sie.

Mit meinen acht Jahren wusste ich nicht, was EDSA war, und so kam es, dass meine erste Vorstellung von der Epifanio de los Santos Avenue nicht die einer Straße, sondern die eines Schlachtfelds war.

Man stelle sich eine Autobahn im frühen Licht eines Sonntagmorgens vor, fünf Fahrspuren auf jeder Seite, Kilometer für Kilometer von einer sich langsam fortbewegenden Menschenmenge bevölkert. Die Männer und Frauen schwitzten in weißen, in ihre Jeans gesteckten T-Shirts. Sie trugen Kruzifixe und Ghettoblaster, Sandwiches und Regenschirme. Sie trugen Baseballkappen und Christian-Dior-Canotiers, verschwitzte Pferdeschwänze und schmutzige Strohhüte. Die Kreidezeichnung wurde vor meinem geistigen Auge lebendig. Hier standen die behelfsmäßigen Befestigungen: die Kie-

fer, die Regenrinnen, der zerbrochene Laternenpfahl, die von einer nahe gelegenen Betonfabrik gespendeten Sandsäcke, der Telefonmast, der von Männern in gegürteten Stoffhosen auf den Schultern getragen wurde. Das war die menschliche Phalanx, die ein Spalier um Camp Crame bildete: grimmig dreinblickende Nonnen, über Transistorradios gebeugte Großväter, Matronen mittleren Alters und junge Mädchen mit Blumen in den Händen. Hier war die Armee Gottes, angeführt von einem jungen Priester in Jeans und Stiefeln an der Front, der den Saum seiner weißen Soutane mit einer Faust umklammert hielt, während er den loyalistischen Soldaten trotzig zurief: »Wollt ihr auf eure Mitbürger schießen?«

Ferdinand Marcos schickte die Armee. Truppen aus sechs Panzern, acht Jeeps und 13 Lastwagen mit Granatwerfern und Maschinengewehren breiteten die EDSA hinunter, ihr Ziel die Tore von Camp Crame.

Meine Mitbürger sahen die Panzer. Sie liefen nicht weg.

Sie standen mit ausgestreckten Armen da, die Handflächen gegen das heiße Metall gepresst, die Knöchel angespannt, und drückten, während die Motoren dröhnten und die Auspuffrohre schwarze Abgase ausstießen. Einige von ihnen weinten. Einige fluchten. Ein paar fielen auf die Knie, um zu beten. Sie hielten die Stellung.

Am Mittag des 25. Februar 1986 trat Ferdinand Marcos auf den Balkon des Malacañang-Regierungspalasts und legte seinen Eid als Präsident ab. Seine Frau trug ein weißes Kleid und sang vor einer Menge aus Loyalisten ein Liebeslied. In der Nacht bestieg die Familie Marcos einen Hubschrauber, der sie zum Clark International Airport brachte. Die Schlagzeile dominierte alle Medien: **MARCOS FLIEHT.**

Die Revolution endete mit der Amtseinführung von Corazon Aquino. Die Familie Marcos floh nach Hawaii und erhielt von Präsident Reagan Asyl.

Die Welt horchte auf. »Es ist eine Geschichte, die nicht oft genug erzählt werden kann«, schrieb *Asiaweek*, »und ganz egal, wie sie diesmal ausgeht, sie ist eine Lektion über die Dynamiken und

das Wunder eines demokratischen Führungsverhaltens.« Die französische Schriftstellerin NESTA COMBER nannte es einen »Moment, der dem alten Griechenland würdig ist«. Die Associated Press verglich Corazon Aquino mit Jeanne d'Arc. CBS bezeichnete es als *das* Ereignis des 20. Jahrhunderts, das dem Sturm auf die Bastille am nächsten gekommen sei. »Wir Amerikaner glauben gern, dass wir den Filipinos Demokratie beigebracht haben«, kommentierte Moderator Bob Simon aus seinem New Yorker Studio heraus. »Heute Abend bringen sie der ganzen Welt Demokratie bei.«

Dies könnte, so das *Harvard Center for International Affairs*, auch andernorts gewaltfreie Kämpfe inspirieren. »Welches Land wird als Nächstes dem Beispiel der Philippinen folgen?«

Im Anschluss an die EDSA-Revolution strömten thailändische Demonstranten auf die Straßen von Bangkok. Ein Mann stellte sich vor einen Panzer auf dem Tiananmen-Platz. Die Berliner Mauer fiel, und Deutschland dankte den Philippinen dafür, ihnen den Weg gezeigt zu haben.

Einst waren wir Helden.

Ich erzähle das nicht bloß als geschichtlichen Abriss, sondern um zu erklären, welche Rolle die EDSA-Revolution für mein Selbstverständnis gespielt hat. EDSA war nicht meine Revolution, aber sie lieferte mir eine Geschichte, die größer war als die der Drachentöter in meinen Märchen. Sie war zu einem Teil Mythos, zu zwei Teilen Magie, bevölkert von Riesen, voller Donner und Macht und leuchtend gelber Hoffnung. Es war diese Frau – die lächelnde, freundlich blickende Corazon Aquino –, die ich vor meinem inneren Auge hatte, wenn die Morgenglocke läutete und die Nationalhymne durch den Schullautesprecher schallte. Alle Tapferen trugen in meiner Vorstellung gelb. Hier war unser offenkundiges Schicksal groß geschrieben – das Land des Morgens, die Perle des Ostens, die Wiege der Tapferen, deren Volk die Gewehre eines Diktators mit nicht mehr als einem Gebet und einem Lied zurückgeschlagen hatte.

Und wie bei den meisten Geschichten hängt ihr Ausgang davon ab, wer sie erzählt.

1986, in den angespannten Tagen vor den vorgezogenen Neuwahlen, fuhren die Autokorsos von Marcos mit von der Regierungspartei bezahlten Utensilien ausgestattet in voller Stärke durch die Straßen. Aquino reiste von Stadt zu Stadt. Ihre Unterstützer sammelten Münzen in Einmachgläsern. Alte Männer standen am Straßenrand und winkten mit gelben Bananenblättern. Am 28. Januar wurde eine ganzseitige Anzeige im *Bulletin Today* veröffentlicht. Es handelte sich um ein Manifest zur Unterstützung der Marcos-Kandidatur, verfasst von der Koalition der Schriftsteller und Künstler für Freiheit und Demokratie.

Das Manifest bestand aus neun Abschnitten und begann mit den Worten: »Eine Nation, die von Schriftstellern und Künstlern gegründet wurde, kann nicht unsensibel dem gegenüber sein, was Männer des Denkens und der Fantasie in ihrer Mitte zu sagen haben.« Die Männer des Denkens und der Fantasie rechtfertigten ihre Unterstützung für die Diktatur mit einer elf Punkte umfassenden Agenda für die Kultur, deren Finanzierung die Marcos-Regierung versprach. Dazu gehörten die Schaffung eines Kulturministeriums, ein Fonds für Buchpublikation, die Einrichtung einer Ehrengesellschaft »für die Intellektuellen des Landes«, die Unterstützung der »Entwicklung des Volksgeistes in Kunst und Literatur«, eine Stiftung für den »Erwerb verdienstvoller Kunstwerke«, Wohnungen für »verdienstvolle, aber obdachlose Schriftsteller und Künstler« und eine Vielzahl weiterer Maßnahmen zur Förderung künstlerischer Talente.

Zu den 130 Unterzeichnern gehörten Journalisten, Filmemacher, Dichter und Schauspieler. Es handelte sich im Großen und Ganzen um den gescheiterten Versuch einer Wahlkampagne, die einen Monat später im Konfetti der EDSA-Revolution unterging. Wenn sie überhaupt erwähnt wurde, dann als COWARD-Manifest – ein Name, den ein Dichter aus dem Akronym der Organisation gebildet hatte. Die Unterzeichner wurden abwechselnd als Verräter, Feiglinge und Kollaborateure bezeichnet.

Ich stieß in meinen frühen Dreißigern auf das Manifest, zu Beginn meiner Karriere als Journalistin. Ein Bild davon war in den sozialen Medien gepostet worden. Ich las die Namen der ersten 21 Unterzeichner und hielt bei dem 22. inne.

Er lautete Mario Chanco.

Einigen Berichten zufolge wurde das Manifest nur Personen vorgelegt, von denen bekannt war, dass sie die Regierung unterstützten oder finanzielle Verbindungen zu den Machthabern hatten. Die Unterschriften, so wurde mir gesagt, waren absolut freiwillig.

Die Veröffentlichung des Manifests löste einiges an »Wut, Bestürzung und Beunruhigung« aus. Einem Bericht von Reuel Molina Aguila zufolge veröffentlichten Mitglieder der Schriftstellergruppe *Galian sa Arte* in Tula eine dringliche Erklärung, in der sie »Schriftstellerkollegen aufforderten, ihr Schreiben noch enger mit den Mühlen der philippinischen Nation zu verknüpfen«. Der *Philippine Daily Inquirer* zitierte eine Warnung des Dichters Ramon Villegas: »In autokratischen Staaten und in sogenannten demokratischen Gesellschaften hat sich häufig gezeigt, dass das staatliche Mäzenatentum der Kunst dazu dient, die Interessen des Staates und nicht die des Volkes zu fördern.« In einer anderen Kolumne wurde den Unterzeichnern vorgeworfen, »schwarze Propaganda gegen die Opposition zu betreiben und das Marcos-Regime zu lobpreisen«.

Das passte nicht zu der Schilderung, die ich kannte.

Mein Großvater war 63 Jahre alt, als das Manifest veröffentlicht wurde. Er war vor dem Kriegsrecht mit Ninoy Aquino befreundet gewesen. Man munkelte, er sei Ninoy's Ghostwriter gewesen, und ein Zeitgenosse beschrieb ihn als Ninoy's Publizisten. Der alte Mercedes-Benz, der jahrelang in der Einfahrt der Familie stand, hatte einst dem ermordeten Senator gehört, wenngleich niemand wusste, ob mein Großvater Ninoy zum Verkauf überredet oder ob Ninoy ihn bei meinem autoverrückten Großvater abgestellt hatte.

Auch dies hier hatte ich für eine unbestrittene Tatsache gehalten: Mein Großvater war einer von vielen Journalisten gewesen,

die zusammengetrieben und in die Militärgefängnisse geschickt worden waren.

»Das dachte ich auch, als ich jung war«, sagte mein Onkel Louie, der Bruder meiner Mutter.

»So wurde es mir erzählt«, sagte ich. Die Wahrheit, so erklärte er mir, sei viel prosaischer. Mein Großvater war wegen ausstehender Schulden bei der Regierung inhaftiert worden, nachdem ein Reis-Exportgeschäft schief gelaufen war. Er saß zwar gemeinsam mit prominenten politischen Gefangenen in Haft, aber seine Inhaftierung hatte rein gar nichts mit seiner journalistischen Arbeit zu tun gehabt. Obwohl der Fall viele Jahre später vom Obersten Gerichtshof zu Gunsten von Mario Chanco entschieden wurde, sagte mein Onkel, dass diese Erfahrung die Einstellung meines Großvaters zur Marcos-Diktatur geprägt haben könnte.

Eines Tages saß ich mit meiner Mutter unter der blühenden rosafarbenen Bougainvillea in ihrem Garten.

»Warum steht sein Name unter dem Manifest?«, fragte ich sie.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Aber ich weiß, dass er Imelda und Ferdy sehr mochte.«

Mir wird gesagt, dass meine Großmutter, die Wunderschöne Ehefrau, Imelda Marcos, die Schönheitskönigin aus der Provinz, später von Historikern *der Eiserne Schmetterling* genannt, bewundert hatte. Meine Großmutter, ebenfalls ein Mädchen aus der Provinz, das sich nach Manila gekämpft hatte, sah in Imelda ein Vorbild.

»Ihr Lieblingsbuch war *Vom Winde verweht*«, sagte meine Mutter. »Sie hat es von vorn bis hinten gelesen, drei Mal, vier Mal, fünf Mal. Weil sie von Scarlett fasziniert war. Und der Roman *Hawaii*? Genau dasselbe. In ihrem Kopf waren die beiden unsterblich. Nyuk Tsin, aus *Hawaii*, und Scarlett. Sie vergötterte sie vollkommen, und mit ihnen als Vorbild hat sie meinen Vater und seine ganze Familie hochgezogen. Sie hat hart gearbeitet.«

»Und Großvater?«

»Seine Unterstützung für Marcos war von Zynismus geprägt«, erzählte mir meine Mutter. »Aber er war jedem gegenüber zynisch.«

Fast 30 Jahre lang hatte ich nichts davon gewusst. Mein Großvater betrachtete Politiker als Freunde und sah kein moralisches Dilemma darin, gelegentlich als deren PR-Mann zu fungieren. Er teilte sich eine Schreibmaschine mit Ninoy und schickte Marcos scheffelweise frische Tomaten, ein Geschenk, für das sich Präsident Marcos einmal höchstpersönlich mit einem Anruf bedankte. »Man kann deinen Großvater ganz bestimmt nicht als einen kämpferischen Journalisten bezeichnen«, sagte mein Onkel Boo zu mir. Boo war ebenfalls Reporter und hatte bei meinem Großvater gelernt. Er hielt es für wahrscheinlich, dass mein Großvater dem Manifest zugestimmt habe. Einmal, als Boo eine besonders scharfe Kolumne veröffentlicht hatte, rief ihn mein Großvater an und gab ihm einen Rat. »Es ist wichtig, viele Freunde zu haben«, sagte mein Großvater zu Boo. »Aber vor allem: Mach dir nicht zu viele Feinde.«

In einem Augenzeugenbericht über die EDSA-Revolution schrieb ein Demonstrant über einen Brotlieferanten, der vor Camp Crame Frühstücksbrötchen verteilte. Der Mann lehnte jegliche Bezahlung ab. Es sei, so sagte er, »die einzige Hilfe, die ich für mein Land leisten kann«. Mein Großvater beobachtete das gleiche Phänomen. In einer Kolumne für die *Evening Post* schrieb er, wie am Morgen der EDSA-Proteste die Brotlieferung mit Verspätung an seiner Haustür eintraf.

Die Bäcker, so mein Großvater, waren auf die Straße gegangen – »zusammen mit Horden von Ladenbesitzern, Studenten, Priestern, Arbeitern, Seminaristen und, wie ich glaube, sogar Bankangestellten der mittleren Ebenen, Buchhaltern und barfußigen Straßenverkäufern«. Freunde meines Großvaters, die zur EDSA marschiert waren, riefen ihn zum Mitmachen auf. Er weigerte sich.

»Und als ich unter dem Vorwand von Schwindel, Appetitlosigkeit und Hexenschuss ablehnte, sie auf ihrem Abenteuer zu begleiten, waren sie schockiert und trauten ihren Ohren nicht«, berichtete er. »Sie sagten, es würde Geschichte geschrieben, und fügten hinzu: ›Und das willst du alles verschlafen?‹ Ich hielt dagegen, dass ich zu der engagierten Mehrheit gehörte: der Mehrheit, die sich

für ihr eigenes Überleben engagierte. Ich sagte, ich hätte mein ganzes Leben damit verbracht, den Kugeln auszuweichen, die für mich bestimmt waren: im Zweiten Weltkrieg, in Central Luzon, während des Hukbalahap-Aufstands, und ein bisschen Vietnam noch dazu ... Streitlustig forderte ich sie auf, mir zu erklären, welches Recht sie hätten, mich zu etwas zu machen, von dem ich wusste, dass ich es nicht war?«

Ich kann nicht mit Sicherheit wiedergeben, was mein Großvater über die Diktatur dachte, die Tausenden seiner Landsleute den Tod brachte. Seine Kolumnen sind längst verschwunden, ebenso wie seine Notizbücher. Möglicherweise wurde er zur Unterzeichnung des Manifests gezwungen. Vielleicht wusste er gar nicht, dass seine Unterschrift daruntergesetzt worden war. Möglicherweise dachte er, seine Unterstützung würde seine Freunde erfreuen, die er, wie mir gesagt wurde, sehr schätzte, und vielleicht glaubte er wirklich an den Wert von Marcos' Unterstützung von Kunst und Literatur.

Es ist aber auch gut möglich, dass er Angst hatte.

Ich habe die Diktatur nicht miterlebt, doch sein Überleben und das Privileg meiner Bildung und Erziehung sind das Ergebnis seiner Entscheidungen.

Aber eines weiß ich sicher: Einst waren wir Helden.

Ein Maskottchen der Hoffnung

Meine Mutter sagte immer, dass meine Schwestern hübsch waren. Ich habe sie nie kennengelernt. Irgendein Störfaktor in den Genen meiner Eltern machte es unwahrscheinlich, dass weibliche Babys überlebten. Sie wurden blass, süß und still geboren und lebten nur wenige Monate, bevor ihre Lungen versagten. Ich kam erst Jahre später zur Welt. Mein Vater erzählte mir, ich hätte das Säuglingsalter nur überlebt, weil die Familie den Himmel bestürmte. So hat er es genannt. Alle hofften auf einen Jungen, hofften, so sehr sie konnten, bis zu dem Morgen, an dem meine Mutter feststellte, dass ihre Fruchtblase geplatzt war.

Es fühlt sich komisch an, sagte meine Mutter im Auto. Mein Vater konnte nichts tun, nur schneller fahren. Man erzählt sich, dass der Arzt im Krankenhaus zwischen die Beine meiner Mutter schaute und lachte. Das Baby hat es eilig, sagte er und steckte seine Pfeife weg. Dass der Arzt mein winkendes Händchen zur Begrüßung schüttelte, mag mehr Familienmythos als Wahrheit sein, aber erst später, als ich rotgesichtig und strampelnd herausgebracht wurde, dachte mein Vater: Vielleicht wird das Baby überleben.

»Wir haben für dich gebetet«, sagte meine Großmutter zu mir, als sie am Küchentisch saß und Umschläge für Kirchenspenden klebte. Sie war die Mutter meines Vaters, Halbspanierin und streng katholisch. »Wir haben gebetet und gebetet, und dann warst du da.«

Ich sei ein Geschenk, sagte man mir, die per Kaiserschnitt erfüllte Antwort auf ein Gebet. Es war die transaktionale Natur der Religion, in die ich hineingeboren wurde. Die Regeln waren ein-

fach. Man kniete nieder, und etwas Magisches trat ein. Man glaubte, und es geschahen Wunder. Und wenn es sich nicht gleich auszahlte, das Ritual der sieben Kirchen und 14 Kreuzwegstationen zu erleiden, dann würde es das eines Tages, es sei denn, man war ein Sünder, und das waren wir natürlich alle.

Als ich jung war, fanden wir viele Gründe zum Beten. Wir lebten in einem Vorort von Quezon City, der größten Stadt in der sich ausbreitenden Hauptstadtregion Metro Manila. Die Hälfte des Jahres war es ein hübscher Ort, mit einer Kapelle im Park und rosafarbenen Bougainvilleas, die sich um die Stromleitungen schlängelten. Im Juni, zur Sturmsaison, stieg das Wasser die abschüssige Straße hinauf, wo mein Vater unter einem tropfenden Regenschirm Wache hielt. Dank einer komplizierten Kopfrechnung wusste er genau, wann es notwendig war, uns alle in das höher gelegene Haus meines Großvaters zu bringen. Als wir am nächsten Tag nach Hause kamen, fanden wir die Hunde zitternd auf dem Klavier und meinen Vater schlammverschmiert und siegesicher vor.

Es hätte schlimmer sein können, sagte er dann.

Nur weil ich gebetet habe, antwortete meine Mutter jedes Mal.

Ich war das jüngste von drei Kindern in einer Familie, die langsam und vornehm in die Armut abrutschte. Mein Vater war Versicherungsangestellter, der seinen Job aufgegeben hatte, um bei der Leitung der Textilfabrik meiner Mutter zu helfen. In den frühen Neunzigerjahren hatte die Wirtschaft zu kämpfen. Ständige Stromausfälle setzten der Fabrik zu. Die Schulden wuchsen. Uns ging es immer noch so gut, dass wir uns nie Sorgen um die nächste Mahlzeit machen mussten, aber nicht gut genug, um das Schulgeld für das nächste Quartal gesichert zu wissen.

Viele von uns Kindern der Mittelschicht Manilas sogen die katholische Schuld mit der Muttermilch auf und wuchsen unter der strahlenden Sonne des amerikanischen Traums heran. Wir gingen in die Kirche. Wir gingen in die Schule. Wir beteten jeden Abend den Rosenkranz und aßen am Karfreitag kein Fleisch. Wir häng-

ten Lametta an Weihnachtsbäume aus Plastik, lasen John Steinbeck, lernten die Seligpreisungen auswendig und maßen unsere Röcke eine artige Handbreit unterhalb der Knie ab. Das Geld war knapp, aber es gab Bücher. Als die Mädchensammlung meiner Mutter zu Ende ging, schickte sie mich zu meinem Großvater und seinen nummerierten Bücherregalen. Die meiste Zeit meiner Jugend verbrachte ich auf Flößen, die den Mississippi hinuntertrieben, in kleinen Häusern in der Prärie und an Lagerfeuern im Neuengland, Chicago und London meiner Fantasie. Ich war Meg Murry. Ich war Jo March. Ich war Scout und Mowgli und Anne Shirley und Lyra Silvertongue und einen glorreichen Sommer lang Sherlock Holmes, wobei mein Vater meinen nachsichtigen Watson spielte. Mein Land mag die Fesseln des Imperialismus abgeworfen haben, aber ich war eine freiwillige Kolonie.

Auch wenn sich meine Kindheit um Bücher drehte, hatte ich keinen Drang, eigene Geschichten zu schreiben. Ich wollte keine Schriftstellerin sein. Ich wollte, dass über mich geschrieben wurde. Heldin zu sein war das einzige Ziel, das meine Kindheit überstrahlte. Wie ich das erreichen sollte, war nicht so wichtig. Ich war mir sicher, dass es Vorsehung wäre. Die meisten Kinder glauben, dass sie etwas Besonderes seien; nicht alle von ihnen wurden als Wunder geboren.

Die EDSA-Revolution, die auch als Volksrevolution bekannt wurde, fand 2001 ihre Fortsetzung, als ich 16 Jahre alt war. Ein schnauzbärtiger ehemaliger Actionfilmheld, Joseph Estrada, war Präsident. Seine Regierung war bekannt für nächtliche Kabinettsitzungen, versoffene Pokerspiele und eine Verachtung für die alte Garde, die sich später als sein Verhängnis erweisen sollte. Etwas mehr als zwei Jahre nach seinem Amtsantritt geriet er in den Mittelpunkt eines Skandals um Schmiergelder beim illegalen Glücksspiel. Die politische Elite aus Kirche und Wirtschaft, darunter auch die ehemalige Präsidentin Corazon Aquino, forderte Estradas Rücktritt. In einem vom Fernsehen übertragenen Amtsenthebungsverfahren wurde er wegen Bereicherung und Verstoßes gegen die Verfassung

angeklagt. Bei einer Anhörung legten die Staatsanwälte einen Umschlag mit Dokumenten vor, die angeblich seine Schuld bewiesen. Es kam zur Abstimmung. Eine knappe Mehrheit der Senatoren beschloss, den Umschlag nicht zu öffnen. Staatsanwälte traten zurück. In der Hauptstadt brach ein Aufstand aus. Derselbe Erzbischof, der die Revolution von 1986 angeführt hatte – sein Name war Kardinal Sin – verkündete, der Präsident habe »den moralischen Anspruch zum Regieren verloren«. Estradas Anhänger, die meisten von ihnen aus den mittellosen Schichten, wurden von der Polizei auseinandergetrieben. Die Streitkräfte stellten sich auf die Seite der Opposition.

Drei Tage nach dem unterbrochenen Amtsenthebungsverfahren wurde die Vizepräsidentin Gloria Macapagal-Arroyo als 14. Präsidentin des Landes vereidigt. Sie gehörte zum politischen Establishment und war zur Vizepräsidentin geworden, nachdem sie die Straßen mit Plakaten zugepflastert hatte, auf denen sie einen königsblauen Anzug trug und beseelt auf eine rote Rose schaute. Ihr Vater war ein ehemaliger Präsident, der 1965 die Wiederwahl gegen Ferdinand Marcos verloren hatte. Estrada äußerte »starke und ernsthafte Zweifel an der Rechtmäßigkeit und Verfassungsmäßigkeit ihrer Ausrufung zur Präsidentin« und verließ den Regierungspalast Malacañang per Boot. Er trat zurück.

Die Proteste wurden EDSA II genannt. Ich nahm nicht daran teil. Meine Eltern hielten mich mit 16 Jahren für zu jung zum Protestieren. Im Gegensatz zur Revolution von 1986 wurde der unblutige Staatsstreich international nicht mit Jubel aufgenommen. Die Bedeutung des Ereignisses wurde durch EDSA III, eine Reihe von Demonstrationen, die gegen die Verhaftung Estradas protestierten, weiter verwässert. Die Vereinigten Staaten waren eine der ersten Regierungen, die die Legitimität von Präsidentin Arroyo anerkannten, aber Kritiker innerhalb und außerhalb der Philippinen scheuten sich nicht, das Ereignis als Pöbelherrschaft zu bezeichnen. Schließlich handelte es sich um eine Revolution der Elite von Manila.

Ich besuchte die University of the Philippines mit dem vagen Ziel, Juristin zu werden. Auf dem Hauptcampus in Diliman, wo Studierende während des Kriegsrechts einst Molotowcocktails auf Soldaten geworfen hatten, waren mein Großvater und meine Mutter ausgebildet worden. Dort wurden auch, viel wichtiger für meine Situation, die Studiengebühren vom Staat subventioniert. Ich trat dem Debattierteam bei. Debatten hatten Struktur, Logik und Dramatik, und da ich selbst keine persönlichen Anliegen hatte, konnte ich mich leidenschaftlich für Themen einsetzen, über die ich nur sehr wenig wusste.

In meinem zweiten Studienjahr richteten wir ein nationales Turnier aus. Zum ersten Mal gab es auch einen Wettbewerb in öffentlicher Rede. Der Gewinner würde das Land beim jährlichen internationalen Redewettbewerb in Großbritannien vertreten. Ich hatte nicht vor, am Wettbewerb teilzunehmen, da ich angenommen hatte, dass Redenhalten ein jugendliches Unterfangen sei, auch wenn es sicherlich nichts von dem aggressiven Ringen um Punkte hätte, wie es bei Debatten auf dem College üblich war. Trotzdem tauchte mein Name auf der Anmeldeliste auf, dank meiner scharfsichtigen Clubpräsidentin und obwohl ich nichts zur Organisation des Turniers beigetragen hatte. Mach es, sagte sie, und ich tat es.

Die Reden wurden aus dem Stegreif gehalten. Das Thema war harmlos. Diskutieren Sie fünf Minuten lang über »Eine Welt ohne Grenzen«. Das war eine These, die ich verstand. Ich hatte die Abwanderung von Freunden und Familienangehörigen an den geheimnisvollen Ort, den wir alle »die Staaten« nannten, miterlebt und konnte mich ohne große Mühe in die Rolle des wehmütigen jungen Mädchens versetzen, das zurückgelassen wurde. »Als ich klein war«, sagte ich, »wollte ich das, was viele philippinische Kinder im ganzen Land wollten: Ich wollte blond, blauäugig und weiß sein. Ich dachte, wenn ich es mir nur ganz fest wünschte und brav genug wäre, würde ich am Weihnachtsmorgen mit Schnee vorm Fenster und Sommersprossen auf der Nase aufwachen.«

In den Wochen nach meinem Sieg schrieb ich meine Rede immer wieder um, auf Anraten freundlicher Literaturprofessoren, die mein Plädoyer für globale Brüderlichkeit verfeinerten und den ein oder anderen Shakespeare-Bezug einstreuten. Ich flog als einzige philippinische Delegierte in das Vereinigte Königreich. Wir konnten es uns nicht leisten, eine zweite Person zu schicken.

In diesem Jahr gab es 59 Teilnehmer in London. Wir vertraten die 37 Länder der ESU, der *English-Speaking Union*. Vielleicht könnte man denken, dass ich die Weltmeisterschaft gewonnen habe, weil ich so genial und reizend war, aber das wäre nicht ganz richtig. Es lag daran, wo ich war und zu wem ich sprach.

An einem späten Nachmittag im Mai stand ich auf einer Bühne vor einem von der britischen Krone versammelten Publikum und sprach über die philippinische Diaspora und das Versprechen einer multikulturellen Zusammenarbeit. »Wir sind die 40.000 Pflegekräfte, die das britische Gesundheitssystem unterstützen«, sagte ich mit einem routinierten Lächeln. »Wir sind die Viertelmillion Seeleute, die einen Großteil der weltweiten Handelsschiffe bemannen. Wir sind Ihre Software-Ingenieure in Irland, Ihre Bauarbeiter im Nahen Osten, Ihre Ärzte und Pflegekräfte in Nordamerika und Ihre Musiker im Londoner West End.« Die Tatsache, dass viele dieser Arbeiter gezwungen waren, Verträge im Ausland abzuschließen, um ihre hungernden Familien zu Hause zu ernähren, verschwieg ich. Die Welt, die ich beschrieb, war offen und grenzenlos für jeden, der sie wollte. In diesen fünf Minuten auf dem Trafalgar Square war ich die stolze Filipina, die die Sprache des Westens sprach und eine glückliche Lösung für die brutale koloniale Vergangenheit bot, die meine imperialen Herren gern vergessen wollten.

Die Zeitungen berichteten, dass die 18-jährige Ms. Evangelista, die Weltmeisterin, »einen Silberteller, eine Urkunde, ein Wörterbuch und eine Enzyklopädie erhielt«.

Im Anschluss geschah einiges. Der Herzog von Edinburgh schüttelte mir im Buckingham Palace die Hand. Die frühere Prä-

sidentin Corazon Aquino lud mich zu Eistee und Kuchen ein. Ich stand mit dem Boxer Manny Pacquiao auf einem Festwagen zum Unabhängigkeitstag. Ich gab Fernsehinterviews, die meine Mutter all ihren bedauernswerten Essensgästen zeigte. Irgendwelche Opas schüttelten mir die Hand. Ein Mann sprach mich in einem Einkaufszentrum an, um mir zu sagen, dass ich ein Liebling der Nation sei. Die große Aufmerksamkeit verschaffte mir Arbeit beim Fernsehen, etwa bei einer Morgensendung, einem Reisebericht, einer Diskussionssendung und einer misslichen Serie über gute Sitten mit einem evangelikalen Pastor. Ich posierte für Werbung für High-Speed-Internet und gelben Tee. Bei einem halben Dutzend Abschlussfeiern hielt ich in Blazern aus dem Secondhandladen Reden über das glorreiche, ungenutzte Potenzial der philippinischen Jugend. Fotokopierte Programmhefte bezeichneten mich blindlings als große Inspiration, und obwohl ich nie gedacht hätte, dass mein Streben nach Heldentum beinhalten sollte, eine Rede vor einem Raum voller Fast-Food-Managern zu halten, verstand ich die Rolle, die mir zugewiesen worden war: Maskottchen der Hoffnung in einem Land, das sich verzweifelt nach guten Nachrichten sehnte.

Hätte ich irgendeine Spur von natürlichem Charme besessen, hätte ich meine 15 Minuten Ruhm vielleicht in eine nachhaltige Fernsehkarriere umwandeln können, aber ich besaß nichts weiter als unbeholfenes, jugendliches Draufgängertum. Weil ich einen Redewettbewerb gewonnen hatte, wollte die Öffentlichkeit mich sprechen hören und ging fälschlicherweise davon aus, ich hätte etwas Wichtiges zu sagen. Tatsächlich war ich aber eine recht mittelmäßige Kandidatin. Ich war kein gutes katholisches Mädchen. Ich war abwechselnd zu laut und zu leise, fluchte zu viel, stritt zu oft, war unfotogen und konnte – egal, wie sehr ich mich bemühte – nicht den Eindruck erwecken, ich sei interessant.

Natürlich versuchte ich es. Schließlich war ich eine aufs Arbeiten angewiesene Studentin mit Miete, die bezahlt werden musste, und einem Image, das ich aufrechterhalten wollte. Ich kaufte im

Schlussverkauf schulterfreie Blusen in Neonfarben, von denen ich mir einredete, sie sähen im Fernsehen teuer aus. Ich hielt einen Vortrag an einer konservativen katholischen Schule über den Wert des kritischen Denkens und schlug einem grinsenden Teenager-Publikum und seinen verängstigten Lehrern vor, dass man durchaus über die Legalisierung von Abtreibung diskutieren solle. Um kultiviert zu wirken, sagte ich in einem Interview, Shakespeare sei mein Lieblingsautor – anstelle von Nora Roberts –, nur um in der darauffolgenden Woche durch einen unangekündigten *Hamlet*-Test zu fallen. Ein ganzes Jahr nach Beginn meiner Fernsehkarriere schickten mir meine leidgeprüften Produzenten die Ergebnisse einer Zuschauerumfrage. Verbesserungsvorschläge beinhalteten den Hinweis, dass sich Ms. Evangelistas Nasenflügel beim Sprechen auf unschöne Weise aufblähten. Mein Manager schlug eine Nasenoperation vor. »Es gibt gerade ein Zwei-für-eins-Angebot – wir könnten es zusammen machen.«

Präsidentin Arroyo versprach eine reformorientierte Regierung. Während alle Präsidenten nach Marcos auf eine einzige Amtszeit beschränkt waren, durfte sich Präsidentin Arroyo aufgrund der ungewöhnlichen Umstände, die sie ins Amt gebracht hatten, 2004 erneut zur Wahl zu stellen. Sie errang die Präsidentschaft in einer Wahl, die von Gerüchten über Betrug und Gewalt geprägt war. Es dauerte nicht lange, bis sie feststellte, dass sie, um an der Macht zu bleiben, sowohl das Militär als auch die Vereinigten Staaten besänftigen musste. »Ich bin entschlossen, eine starke Republik aufzubauen«, donnerte sie. Ihr Krieg wurde der Krieg gegen den Terror.

Zu diesem Zeitpunkt waren die Antisubversionsgesetze aus der Zeit des Kalten Krieges aufgehoben worden. Jahrelange interne Säuberungen hatten den bewaffneten Flügel der Kommunistischen Partei der Philippinen, die *New People's Army* (NPA), auf einen Bruchteil ihrer ursprünglichen Mitgliederzahl reduziert. Präsidentin Arroyo unterstützte die Einstufung der NPA durch die Vereinigten Staaten als ausländische terroristische Organisation.

Sie lobte die militärische Macht und löste damit eine regelrechte Treibjagd gegen mutmaßliche Kommunisten aus, ob bewaffnet oder nicht.

Nichts davon war in meiner Ecke der Hauptstadt von Bedeutung. Ich glaubte an EDSA. Ich glaubte an die Rechtsstaatlichkeit. Ich dachte nicht, wenn ich überhaupt über so etwas nachdachte, dass meine Regierung mit Folter und Mord zu tun hatte.

Ich blieb lange genug vor der Kamera, um das Studium zu finanzieren, und bekam dann einen Job als Produktionsassistentin beim ANC, dem englischsprachigen Nachrichtensender des Senderriesen ABS-CBN. Zwischen Kaffeeholen und Drehbuchüberarbeitungen schrieb ich eine Kolumne für den Meinungsteil der wichtigsten Zeitung, des *Philippine Daily Inquirer*. Man machte mir klar, dass man mir den Job nur deshalb anbot, weil die übrigen Kolumnisten mehr als ein Jahrzehnt älter waren. Die Zeitung brauchte jüngere Stimmen, und ich war verfügbar. »Ihre Grammatik ist einwandfrei«, beruhigte mich mein Redakteur höflich. Jede Woche produzierte ich mit überschäumendem Optimismus und zu vielen Adverbien Tausende Wörter über sonnige Strände, High Heels und Gesangswettbewerbe. Ich kannte meinen Platz. Ich hatte kein Fachwissen, kein Anliegen und schon gar kein akademisches Polster, um meinen metaphorischen Sessel damit auszustopfen.

Irgendwann in dieser Zeit, im Jahr 2006, meinem 21. Lebensjahr, lernte ich eine Lektion über Wörter.

Auf den Philippinen ist Englisch eine von zwei offiziellen Sprachen. Die andere ist Filipino, auch bekannt als Tagalog, das in und um die Hauptstadtregion gesprochen wird. Als ich aufwuchs, war Englisch die Unterrichtssprache, und es ist nach wie vor die Sprache des Rechts, der Regierung und der Medizin. Obwohl die Philippinen zu den größten englischsprachigen Nationen gehören, hängt der Grad der Sprachbeherrschung von der Bildung und der Erziehung ab. In einem Land, in dem mehr als 100 Sprachen gesprochen werden, ist die Beherrschung der englischen Sprache, ähnlich wie helle Haut, ein Zeichen dafür, privilegiert zu sein. Die-

ses Privileg bedeutete, dass ich jeden Englischkurs bestehen konnte, ohne die technischen Feinheiten der Grammatik erlernen zu müssen. Zwar konnte ich einen Appositivsatz nicht von einem Nebensatz unterscheiden, ohne nachzuschlagen, aber ich konnte mit selbstgefälliger Gewissheit sagen, dass ich einen guten von einem schlechten Satz unterscheiden konnte. Wenn ich sage, dass ich im Alter von 21 Jahren etwas über Wörter gelernt habe, dann meine ich eine bestimmte Art von Wörtern.

In dem Satz »Sie spricht Englisch« ist *spricht* ein transitives Verb. Die Handlung geht auf ein Objekt über. Sie wird nicht gesprochen. Englisch schon. Auf jedes transitive Verb folgt immer das Objekt, das es betrifft. Betrachten wir nun einen anderen Satz: »Sie spricht laut.« Hier ist *spricht* ein intransitives Verb. Der Gedanke ist ohne ein Objekt vollständig. Die Tatsache, dass sie spricht, ist ausreichend. Es gibt keine Spezifizierung der Sprache, keine Erklärung des Kontextes, und es ist unerheblich, ob sie die Wahrheit oder Klingonisch spricht. Entscheidend ist, dass sie spricht, der Akt an und für sich. *Ich schreibe diesen Satz* verwendet ein transitives Verb. *Ich schreibe* tut es nicht. Um die Transitivität eines Verbs zu beurteilen, muss man seine Umgebung betrachten. Während die meisten Verben von Satz zu Satz von transitiv zu intransitiv wechseln können, ist dies bei einigen Verben nicht möglich. Sie kam, er nieste, es fiel, wir saßen, sie lachten, du wurdest ohnmächtig. Jeder Satz endet mit einem Punkt, intransitiv. Das Subjekt ist das Objekt. Du wurdest ohnmächtig. Du warst nicht ohnmächtig.

Sterben zum Beispiel ist ein intransitives Verb. Das Gleiche gilt für *verschwinden*.

Einst war das Wort *verschwinden* nur ein intransitives Verb. Die Dinosaurier verschwanden. Die Wolken verschwanden. Voldemort verschwand, wie Hagrid dem jungen Harry Potter erzählte, auch wenn es sieben Bücher brauchte, um zu erklären, warum. Das Verschwinden ist ein fast magisches Ereignis in der Sprache, und es ist begleitet von einer grammatikalischen Rauchwolke. Man

verschwindet um eine Ecke, in einem Auto, eine Treppe hinunter, und niemand fragt, wie oder warum. Die Dame verschwindet, das Publikum applaudiert.

In den Siebzigerjahren wurde das spanische Wort *desaparecer*, »verschwinden«, zu einem transitiven Verb. Zwischen 1976 und 1981 verschwanden während der Militärjunta unter dem argentinischen Diktator Jorge Rafael Videla schätzungsweise 13.000 bis 30.000 politische Dissidenten. Videla wurde später wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor Gericht gestellt. Er wurde wegen der Ermordung und Folter von politischen Gegnern zu lebenslanger Haft verurteilt. Zu den Anklagepunkten gehörte unter anderem die systematische Entführung von Kindern. Zu der Zeit, als dies geschah, konnte aufgrund der repressiven Atmosphäre nur wenig über die Art und Weise gesagt werden, wie Dissidenten entführt wurden. Diejenigen, die verschwanden, wurden *desaparecidos* – die Verschwundenen – genannt.

Auf den Philippinen kam der Begriff während der Marcos-Diktatur auf, nachdem Tausende von Aktivisten von der Straße und aus sicheren Unterkünften entführt worden waren. Viele von ihnen wurden nie wieder gesehen.

Das Oxford-Wörterbuch der englischen Sprache gibt die folgende aktualisierte Definition: »*to disappear, transitive*: (eine Person) entführen oder verhaften, insbesondere aus politischen Gründen, und anschließend töten oder als Gefangene festhalten, ohne ihr Schicksal bekannt zu geben«.

Im Jahr 2006 verschwanden zwei junge Frauen, beide Studentinnen an meiner Universität, aus einem kleinen Bauerndorf nördlich der Hauptstadt. Sherlyn Cadapan und Karen Empeño waren Gemeinschaftsorganisatorinnen in ihren Zwanzigern. Es gab Gerüchte, sie seien Kommunistinnen und von Soldaten entführt und vielleicht sogar getötet worden. Das passte nicht in die Erzählung, die ich kannte. Für mich war »verschwinden« ein intransitives Verb und der Bericht linke Propaganda. Es erschien mir notwendig herauszufinden, wie falsch die Geschichte tatsächlich war.

Ich ging zu den Anhörungen am Gericht. Ich traf die Familien. Ich las die eidesstattlichen Erklärungen. Ich zog mir einen schönen Rock an, um den mit Orden behängten General zu interviewen, den seine Opfer »den Schlächter« nannten. Ich suchte nach Zeugen. Einer von ihnen war ein Teenager. Ein anderer war ein entflohener Häftling, den ich in einer Sommernacht in meine Wohnung schmuggelte, um ihn zu befragen. Sie erzählten mir von Verbrennungen, Erschießungen und Schlägen und von Monaten in so engen Zellen, dass eine Frau verrückt geworden war, während sie in ihrer eigenen Scheiße saß.

Irgendwann zwischen den Aussagen und den unzähligen Berichten unabhängiger Kommissionen merkte ich, dass ich den Überlebenden glaubte. Es dauerte Jahre vor Ort, bis ich mir meiner Formulierung sicher sein konnte. Karen Empeño und Sherlyn Cadapan sind nicht verschwunden. Sie wurden verschwunden, wobei die Verantwortlichkeit so direkt ist, dass sie auf ein Subjekt und ein transitives Verb reduziert werden kann: *The military disappeared the women. Das Militär ließ die Frauen verschwinden (wörtlich: Das Militär verschwand die Frauen)*. Sie wurden eines frühen Morgens entführt, von bewaffneten Männern gefesselt und mit verbundenen Augen durch das wilde Gras geschleift. Eine der Studentinnen war schwanger. Eine von ihnen wurde mit Holzstücken vergewaltigt. Viele der Misshandlungen fanden in Militärlagern statt, in denen die Soldaten die Gefangenen zwangen, ihren eigenen Urin zu trinken. Einige von ihnen konnten fliehen. Die beiden Frauen nicht.

Danach sah ich mir viele Orte an. Weitläufige Haziendas der Familie Aquino, wo Bauern, die eine Landreform gefordert hatten, massakriert worden waren. Ein Einkaufszentrum, wo eines Nachmittags der Sohn eines Journalisten entführt worden war. Ein kleines Zimmer in einem Haus, wo mir ein Vater von seiner neunjährigen Tochter erzählte, die von einem militärischen Überfallkommando erschossen worden war. In den offiziellen Berichten wurde sie als im Kampf gefallene Kommunistin aufgeführt.

Es begann mit einer Kolumne, aber es wurden zwei, drei und dann Dutzende weitere, bis ich nicht mehr in der Lage war, über etwas anderes zu schreiben als über die Toten und die Verlorenen. Jemand schickte mir einen Beerdigungsstrauß. Jemand anderes schickte eine Todesdrohung. Wohlmeinende Mentoren äußerten sich besorgt über meine Sicherheit. Diese Sorge trieb mich zu immer größerem Wagemut, aber in Wahrheit war ich kaum gefährdet. Die Philippinen sind für Journalisten einer der gefährlichsten Orte der Welt, aber die Bedrohung lag, zumindest meiner Meinung nach, in den Provinzen, wo Privatarmeen und lokale Beamte ungestraft agierten. Ich arbeitete für den größten Fernsehsender und die auflagenstärkste Tageszeitung in Manila. Ich nahm auch an, und zwar zu Recht, dass die Ermordung eines früheren Lieblings der Nation mehr Ärger bedeuten würde, als sie es wert war.

Allerdings erhielt ich viele Briefe. Ich las jeden einzelnen. Die Aktivisten hätten es verdient; die Kommunisten seien Terroristen; die Linken Meister der Propaganda. Die ersten paar Mal schrieb ich mit beachtlicher rechtschaffener Naivität zurück, dass niemand Entführung und Folter verdiene, weder Kommunisten noch andere. Das war eine Wahrheit, die ich für selbstverständlich hielt. Ich dachte, das Problem sei, dass die Öffentlichkeit es nicht wusste, denn wenn sie es wüsste, würde sie sich zusammen mit den gleichen empörten Massen erheben, die gegen die Gräueltaten der Siebziger- und Achtzigerjahre protestiert hatten.

Natürlich lag ich falsch. Die Menschen wussten es, aber zu diesem Zeitpunkt waren die Verschwundenen keine Menschen mehr.

2009, nur ein Jahr vor den landesweiten Wahlen, bei denen Präsidentin Arroyo abgelöst werden sollte, sah ich meine erste Leiche. Ich war im Süden, auf der Insel Mindanao, unterwegs. Mindanao war eine der letzten Regionen, die unter die Kolonialherrschaft fiel. Große Teile der Bevölkerung hielten an ihrer muslimischen Identität fest, selbst als christliche Siedler herbeiströmten und große Landstriche an sich rissen. Man nimmt an, dass der Name von der

ethnischen Gruppe Maguindanao, dem »Volk der Überschwemmungsebene«, abgeleitet wurde, deren Gebiet sich während der spanischen Kolonialzeit über den Südwesten Mindanaos erstreckte.

Zu den zahlreichen Provinzen Mindanaos gehört auch das moderne Sultanat Maguindanao östlich der Bucht von Iranun. Während des Kriegsrechts ernannte Präsident Ferdinand Marcos einen Politiker namens Andal Ampatuan Sr. zum Bürgermeister einer der Gemeinden der Provinz. Nach der EDSA-Revolution ersetzte Corazon Aquino Ampatuan Sr. durch ein anderes Clanmitglied, ebenfalls ein Ampatuan. Bei den folgenden Wahlen wechselten die Mitglieder des Ampatuan-Clans in den lokalen Ämtern durch, bis Ampatuan Sr. 1998 den Gouverneursposten übernahm. Jahrzehntlang unterhielt die nationale Regierung ein freundschaftliches Verhältnis zu den Ampatuans, indem sie Waffen und Unterstützung in die Provinz schickte, während Maguindanao als Wachhund gegen die Rebellen fungierte. 2004 war Präsidentin Arroyo die Nutznießerin dieser engen Beziehung; Die Ampatuan-Hochburg bescherte ihr einen erdrutschartigen Sieg, der für das knappe Rennen um ihre Wiederwahl entscheidend war.

Im Jahr 2009 erklärte der rivalisierende Mangudadatu-Clan seine Absicht, den Ampatuans den Gouverneurssitz streitig zu machen. Diese Entscheidung sollte sich als brisant erweisen. Am 23. November, weniger als sechs Monate vor den nationalen Wahlen, schickte der Kandidat Esmail »Toto« Mangudadatu seine Frau zur Einreichung seiner Kandidaturerklärung. Sie war nicht die einzige Frau vor Ort. Mangudadatu hatte viele seiner engsten Unterstützerinnen, darunter seine ältere Tante, seine Schwester und zwei Anwältinnen, in einem Konvoi von vier Vans durch einen abgelegenen Teil der Provinz zum Büro der Wahlkommission geschickt. Mangudadatu sagte später, die Auswahl der Frauen sei mit Bedacht getroffen worden, da der Schutz der Frauen in der Moro-Kultur heilig sei. Lokale Journalisten folgten, um das Ereignis zu dokumentieren. Ihre Anwesenheit wurde als Bollwerk gegen gewaltsame Angriffe verstanden.

Sie saßen in einem Mitsubishi L-300 des Nachrichtensenders UNTV, in einem schwarzen SsangYong-Wagen, der von einem DZRH-Radioreporter gefahren wurde, und in vier Toyota-Grandia-Vans. Auf der Straße nach Sharif Aguak fuhren zwei weitere Autos in den Konvoi – ein Toyota Vios mit fünf Regierungsangestellten auf dem Weg ins Krankenhaus, und ein hellblauer Toyota Tamaraw FX, den ein 41-jähriger leitender Regierungsstatistiker fuhr, der nach einem Wochenende mit seiner Frau und seinen Töchtern auf dem Weg zur Arbeit war.

Sie alle kamen ums Leben.

Sie wurden am Morgen am Rande eines Hügels von Männern mit Maschinengewehren überfallen und ermordet. Ein Massengrab war bereits vorbereitet worden. 32 der 58 Toten waren Journalisten und deren Mitarbeiter, die höchste Zahl an ermordeten Medienleuten an einem einzigen Tag weltweit.

Die Nachricht erreichte die Hauptstadt. Zwei Tage später flog ich in den Süden und schloss mich einer Gruppe von Journalisten an, die zum Tatort reisten. Wir glaubten, in der Menge läge Sicherheit.

Soldaten winkten uns an einem militärischen Kontrollpunkt heraus. Es waren junge Soldaten, die von ihren Stützpunkten abgezogen worden waren, um an den Autobahnen Wache zu halten.

Wir sagten ihnen, wir seien Journalisten.

Sie schüttelten den Kopf. Seid vorsichtig, sagte einer von ihnen.

In diesem Moment verstand ich, dass keine Sicherheit in der Menge lag, schon gar nicht für Journalisten.

Wir saßen schweigend im Wagen.

Ich verbrachte den größten Teil dieses Tages damit, nach unten zu schauen, Leichen zu zählen, Fotos zu machen, den Abstand zwischen den Leichen zu messen, mir die Farben und Muster der schlammigen Tücher einzuprägen, die in den Boden getrampelt worden waren. Ich sah, wie ein Leichnam von der Schaufel eines Baggers fiel. Der Gestank war intensiv und dicht. Zeitungen, die über die geschundenen Körper gelegt worden waren, flatterten im Wind.

Der Militärkommandant sagte, die Bergung der Leichen sei wie das Anschneiden einer Geburtstagstorte: eine Schicht Erde, eine Leiche, ein roter Vios, noch mehr Erde, dann wieder die Leichen, die sich immer mehr aufblähten, je tiefer man grub. Die Absperrung konnte den Tatort nicht mehr umfassen, es wurden immer mehr Leichen gefunden, so viele, dass ich mich auf einen Haufen Bananenblätter knien konnte, um die darunter liegende Leiche zu fotografieren. Unter den hellgrünen Blättern, die von fetten Fliegen umkreist wurden, lag die Handfläche eines Mannes offen in der Sonne, und an seinem Handgelenk tickte noch immer eine zerkratzte silberne Uhr. Ich blickte auf und sah einen Fotografen nach dem anderen auf dem Hügelkamm stehen, mit aufblitzenden Objektiven, ihre Silhouetten hoben sich scharf in der Mittagssonne ab. Einige von ihnen hatten es um Minuten verpasst, sich dem Konvoi anzuschließen, und doch standen sie Wache, eine Ehrenwache für die Toten. Zehn Jahre später sah ich sie immer noch vor meinem geistigen Auge, wenn ich über andere Schlachtfelder an anderen Orten wanderte – diese lange Reihe von Journalisten, die die Leichen ihrer Kollegen bezeugten. Ich wollte an ihrer Seite stehen.

Forensische Pathologen stellten später fest, dass einige der Opfer lebendig begraben worden waren. Andere hatten die Mörder einfach liegenlassen, nachdem sie geflohen waren. Die Ausgrabung endete mit der Bergung von 57 Leichen.

Opfer Nummer 58 war ein Zeitungsfotograf. Seine Tochter hielt sich an meinem Handgelenk fest, als ich aufstand.

Bitte, fragte sie mich, haben Sie meinen Vater gesehen?

Sie fanden seine Zähne, seine Jacke, seinen Presseausweis. Das war alles. Sein Name war Reynaldo Momay. Seine Freunde hatten ihn Bebot genannt. Es sollte noch ein Jahr dauern, bis sein Name in die Anklageschrift aufgenommen wurde, und weitere elf Jahre, bis das Gericht zwei Dutzend Personen, darunter einen Ampatuan-Sohn, wegen Mordes in 57 Fällen verurteilte. Sie wurden zu lebenslanger Haft ohne Bewährung verurteilt.

»Das Gericht ist davon überzeugt, dass die Staatsanwaltschaft den Tod von Reynaldo Momay nicht hinreichend nachweisen konnte«, hieß es in dem Urteil.

Am Tag der Urteilsverkündung rief ich seine Tochter an. Ihr Name ist Reynafe. Ihr Vater hatte sie zum Abschied auf die Stirn geküsst, bevor er mit dem Konvoi aufbrach. Sie ist dankbar, dass die Mörder im Gefängnis sind. Sie ist froh über das Urteil. Ihr ist bewusst, dass die Strafe die gleiche wäre, egal, ob es 57 oder 58 Tote gäbe, aber es ist trotzdem wichtig, denn Reynafes Vater ist tot, und sein Tod sollte in den Akten stehen.

Corazon Aquino starb im Jahr des Massakers in Maguindanao. Sie war 76 Jahre alt. Am Tag ihrer Beerdigung weinten Millionen von Menschen. In der Folge der nationalen Trauer kandidierte ihr einziger Sohn für das Präsidentenamt. Die demokratischen Philippinen hatten noch nichts erlebt, das einer Krönung näher gekommen wäre. Benigno »Noynoy« Aquino III., ein Senator mit einer leidlichen gesetzgebenden Bilanz, trug das Gelb seiner Mutter, als er gewann. Die Königin war tot, lang lebe der König.

Noynoy Aquino wurde in einem Überschwang an Empathie von einem Volk gewählt, das den Verlust seiner Mutter betrauerte. Als Sohn von Heiligen und Helden, der auf einer Konfettiwolke schwebte, war Präsident Aquino ein moralischer Mann, zumindest nach Präsident Aquinos eigener Aussage.

Am 30. Juni 2010 stand er vor einer gelb gekleideten Menge auf der Quirino-Tribüne und legte seinen Eid vor dem philippinischen Volk ab. »Ich werde meinen Eltern und Ihnen, die Sie mich hierhergebracht haben, nicht mehr gegenüberreten können, wenn ich die Versprechen, die ich gegeben habe, nicht einhalte«, sagte er. »Meine Eltern wollten nichts Geringeres als Demokratie und Frieden und sind für nichts Geringeres als Demokratie und Frieden gestorben. Ich bin mit diesem Erbe gesegnet. Ich werde die Fackel weitertragen.«

Die Präsidentschaft von Benigno Aquino III. erlitt nach fast zwei Monaten im Amt ihren ersten Rückschlag. Ein entlassener Polizist kletterte in einen Bus voller Touristen aus Hongkong und schwenkte eine M16. Die Geiselnahme endete mit dem Tod von acht Geiseln und dem Vorwurf der Unfähigkeit der Regierung. Im Anschluss daran erschien ein lächelnder Aquino live im Fernsehen. Später erklärte er, dass es »in diesem speziellen Fall«, also nach der Tragödie, »die Absurdität« war, die ihn zum Lächeln gebracht habe. Es sei »der Versuch« gewesen, seine Emotionen »zu kontrollieren«. Aquino sagte zwar, er übernehme die Verantwortung für die verpfuschten Verhandlungen, weigerte sich aber, sich bei den Familien der Opfer zu entschuldigen.

Eine der überlebenden Geiseln aus Hongkong erklärte gegenüber der *South China Morning Post*, dass Aquinos Haltung »nur zeigt, dass er kein Mitgefühl hat«.

Dieser Vorwurf sollte den Präsidenten in den nächsten sechs Jahren verfolgen.

Zu diesem Zeitpunkt war ich bereits zur Produktionsleiterin bei ANC befördert worden. Die landesweit tätige ABS-CBN-Nachrichtenredaktion stand unter der Leitung der ehemaligen CNN-Journalistin Maria Ressa. Ich produzierte eine Dokumentarserie und hatte keine Ambitionen, vor die Kamera zu gehen. Meine Chefin, Glenda Gloria, war eine erfahrene Reporterin, die den Kabelsender mit militärischer Präzision führte. Es war Glenda, die mich an einem Tag, an dem wir unterbesetzt waren, zum ersten Mal vor die Kamera drängte, um live von dem Prozess gegen die Ampatuans zu berichten, und es war auch Glenda, die zusammen mit dem ANC-Publikum herausfinden musste, warum ich hinter der Kamera besser aufgehoben war.

»Wir schalten jetzt live zu unserer Reporterin Patricia Evangelista«, sagte der Moderator im Studio. »Erzählen Sie uns, was gerade im Gericht passiert ist.«

Ich erinnere mich, wie ich erklärte, dass der Boden des Gerichtssaals aus rot-weißen Fliesen bestand und dass der angeklagte

Ampatuan-Sohn an einer Flasche mit White-Flower-Öl geschnuppert hatte. Ich sagte, dass die Familien geweint hätten. Ich sagte, dass der Saal voll mit Witwen und Waisen gewesen war. Über die juristischen Entscheidungen, die während der Anhörung getroffen worden waren, berichtete ich nicht, vor allem, weil ich mich an keine von ihnen erinnern konnte. Mir war aufgefallen, dass der Angeklagte gekichert hatte, eine Tatsache, die für die Öffentlichkeit irrelevant war, die ich aber aus Gründen, an die ich mich nicht mehr erinnere, für sehr wichtig hielt.

Danach machte ich keine Live-Schalten mehr.

Ein Jahr nach Beginn der Amtszeit Aquinos verließen Maria und Glenda ABS-CBN und gründeten mit zwei anderen Journalistinnen, Chay Hofileña und Beth Frondoso, ein neues Nachrichtenunternehmen. Es sollte das erste seiner Art im Land sein, ein Social-Media-Nachrichtennetzwerk für ein Online-Publikum, das im Besitz von Journalistinnen war und von ihnen betrieben wurde. Als sie gingen, folgte ich ihnen. Das Start-up nannte sich *Rappler*.

Wir waren ein kleines Team, insgesamt 20 Leute, mit 11 Reporterinnen Anfang zwanzig, die über die landesweiten Nachrichten berichteten. Dass wir mehrheitlich Frauen waren, hatte nichts mit positiver Diskriminierung zu tun. Der philippinische Journalismus ist ein überwiegend weibliches Unterfangen, und die meisten großen Redaktionen werden von Frauen geleitet. Ich schuf mir eine Nische als Trauma-Reporterin, obwohl es Jahre dauerte, bis ich verstand, was das bedeutete.

Am 9. September 2013 eroberte eine Gruppe von mehr als 400 bewaffneten Rebellen der *Moro National Liberation Front* fünf Küstendörfer in Zamboanga City auf Mindanao. Sie nahmen 150 Zivilisten, darunter auch Kinder, als menschliche Schutzschilde. Wie mir ein Zeuge berichtete, regnete es Blut vom Himmel.

»Haben unsere Soldaten in Zamboanga nicht gezeigt, wie es geht?«, fragte Präsident Aquino. »Von den 197 Geiseln konnten

195 gerettet werden, und die zwei Toten wurden nicht durch das rettende Kreuzfeuer getötet, sondern durch böse Elemente, die fliehen wollten.«

Das war nicht ganz richtig. Es gab 13 tote Zivilisten. Eine der Geiseln war ein zweijähriges Kind namens Eithan, es starb mit einer Kugel im Schädel. Eithan wurde im Kreuzfeuer getötet, während seine Eltern über ihm in einem Abwasserkanal kauerten. Ein Jahr später kamen weitere 218 Menschen ums Leben, viele von ihnen kleine Kinder, die zur Flucht gezwungen worden waren und an Durchfall und Dehydrierung starben, nachdem die Mörser aufgehört hatten zu feuern. Diese Todesfälle übertrafen die Gesamtzahl der Opfer, die während der 21 Tage andauernden Pattsituation im Kreuzfeuer getötet wurden.

»Wie hätte ich reagieren sollen?«, fragte Präsident Aquino die Medien. »Hätte ich mir die verbliebenen Haare raufen und sagen sollen: ›Was sollen wir tun?‹ Wäre das hilfreich gewesen? Hätte ich, als ich von der Sache unterrichtet wurde, in Tränen ausbrechen sollen? Hätte ich einen Wutanfall kriegen sollen?«

Für Journalisten gibt es zwei Jahreszeiten auf den Philippinen. Den Sommer und die Jahreszeit des Ertrinkens. Diese beginnt im Juni, zieht sich bis Dezember und geht über in eine Rehabilitationsphase, die sich über den Moment hinauszieht, in dem der nächste Taifun die nächste Provinz trifft. In der Zeit, in der ich für *Rappler* arbeitete, war es ein gutes Jahr, wenn wir mit den Taifunnamen innerhalb des Alphabets blieben. Jedes Jahr zählte ich Leichen, interviewte Überlebende und machte Videos von Familien, die um Hilfe flehten. Mein geografisches Verständnis, das nie sehr ausgeprägt war, wurde durch die Todeszahlen der Provinzen geprägt. Ich kannte die Todeszahlen der Orte und konnte sie für jedes Jahr aufzählen, obwohl ich mir sonst noch nicht einmal meine eigene Postleitzahl merken konnte.

Am 8. November 2013 traf der Super-Taifun Haiyan mit bis zu drei Meter hohen Sturmfluten auf die Visayan-Inseln. Die Verein-

ten Nationen kategorisierten ihn als Notfall der Stufe drei. Mehr als 14 Millionen Menschen waren betroffen, wobei offiziell 6300 Tote gemeldet und Unzählige vermisst wurden. Zu diesem Zeitpunkt war es weltweit der stärkste Taifun, der jemals auf Land getroffen war.

In Tacloban City kletterten die Überlebenden von den Bäumen und fanden Leichen in Hinterhöfen an Kühlschränken lehrend, in Häusern eingepfercht in Schränken, Badezimmern und Schlafzimmern, und am Rande der Flughafenstraße, eingewickelt in Rainbow-Brite-Bettlaken. Lkw mit Containern schwammen im Wasser, ihre Fahrer hielten sich noch an den Lenkrädern fest. So war es zum Beispiel normal, dass ein Junge, der seinen Bruder suchte, nach dem Weg zum nächsten Leichenhaufen fragte.

Draußen auf den dunklen Straßen traf ich einen Mann namens Ramil Navarro. Er war ein gut aussehender Mann, knapp über 40, seine Haut von der Sonne tief gebräunt, sein Haar voller Locken. Eine alte Bändertätowierung zog sich über seinen rechten Arm, eine frische Narbe verlief über seinen linken. Er trug Gummistiefel und ein abgenutztes Paar grüner Shorts, die er bereits seit 17 Tagen trug. Er war zäh, und er war groß. Es war seine Stärke, die ihn bei dem Sturm fast umgebracht hätte. Ramil war einer der wenigen, die stark genug waren, um mit dem Wasser zu kämpfen. Ertrinkende Menschen klammerten sich an ihn, griffen in sein Haar, packten seine Schultern, krallten sich an seinem Rücken fest. Kinder, Jugendliche, eine Mutter, die ihre Tochter trug, sie alle klammerten sich an Ramil, während Vögel, Schildkröten und Schlangen an seiner Brust hinaufglitten.

Er stieß sie alle fort, ließ sie im Wasser zurück, um nach seiner Frau und seiner Tochter zu suchen. Er stieß auf seine Frau, als sie gerade unterging. Erst nachdem die Flut zurückgegangen war, fand er seine Tochter im hohen Gras. Die Arme der Elfjährigen waren um einen Stein geschlungen.

Ich fragte Ramil, ob die Familien ihm die Schuld dafür gaben, dass ihre Angehörigen ertrunken sind.

Er sagte: nein, natürlich nicht. Es gäbe niemanden mehr, der ihm die Schuld geben könnte. Die meisten anderen Familienmitglieder seien ebenfalls tot.

Präsident Aquino begab sich nach Tacloban City, um seinem Volk Hoffnung zu machen. Die Dörfer waren dem Erdboden gleichgemacht worden. Der Chef der Flughafensicherheit hatte seine Kinder verloren und lief ohne Hemd durch die Straßen. Die Leichensäcke waren ausgegangen.

»Es waren so viele Menschen da draußen«, sagte der Präsident den Medien, »dass ich sie fragen musste, warum sie der Meinung waren, sie müssten hier herumlungern.« Hilfe käme von ihrer Lokalverwaltung, sagte er ihnen. Es wäre besser, »wenn Sie alle nach Hause gehen«. Möglicherweise hatte er nicht verstanden, dass es keine Häuser mehr gab, in die man zurückkehren hätte können.

Wer konnte, wartete vor der provisorischen Kommandozentrale auf den Präsidenten. Die Beamten versicherten den Bewohnern, dass sauberes Wasser zur Verfügung stehe. Sie sagten, auf den Straßen herrsche Ordnung. Die Zahl der Todesopfer läge zu diesem Zeitpunkt bei 72. Ein Anwohner meldete sich zu Wort. Er sagte, dass nicht weniger als 700 Leichen in der Nähe gestapelt seien. Er sagte, die Küche der Kommandozentrale koche nur noch mit Regenwasser. Er sagte, es gebe Plünderungen und Gewalt. Er wies auf einen anderen Mann hin, einen Hotelbesitzer aus der Region. »Dieser Mann wäre heute Morgen fast erschossen worden«, sagte er. »Er hat Glück, dass er nicht getroffen wurde.«

Woraufhin der Präsident der Republik der Philippinen erwiderte: »Sie leben doch noch, oder?«

Präsident Aquino konnte durchaus Emotionen zeigen, insbesondere wenn er in die Enge getrieben und kritisiert wurde. Er empörte sich über seine Kritiker, behauptete in einem Moment, Mitgefühl zu haben, und wies im nächsten Moment dessen Wert zurück. Er ging sogar so weit, der verblüfften Presse eine Wikipedia-Definition von Empathie vorzulesen. »Ich spiele die Rolle des

Präsidenten nicht«, beteuerte er. »Ich übe meine Rolle als Präsident aus.«

Jahr für Jahr scheiterte diese Ausübung. Auf die Frage, warum er nicht an der Trauerfeier für Jennifer Laude teilgenommen hatte, die von einem U.S.-Marine ermordet worden war, erklärte Aquino, dass er sich bei einem Besuch unwohl gefühlt hätte. »Ich nehme generell nicht an Trauerfeiern von Menschen teil, die ich nicht kenne«, sagte er. Am Morgen, an dem die in Flaggen gehüllten Särge mit Dutzenden von toten Polizisten auf dem Luftwaffenstützpunkt Villamor eintrafen, stand Aquino nicht auf dem Rollfeld, um den in Ausübung ihrer Pflicht getöteten Uniformierten Ehre zu erweisen. Stattdessen befand er sich in der Provinz Laguna und lobte in einer neuen Produktionsstätte von Mitsubishi deren »Engagement für das philippinische Volk«.

Als er sich schließlich mit den Familien der durch sein eigenes Missmanagement getöteten Kommandosoldaten traf, sagte eine Witwe, der Präsident habe sich selbst in die Reihe der Opfer eingereiht. »Mein Vater ist auch gestorben«, soll Aquino gesagt haben. »Ich weiß, wie Sie sich fühlen, deshalb sind wir jetzt quitt.«

Der Präsident sprach oft von der Aufopferung seines Vaters und dem Edelmut seiner Mutter. Er sei den geraden Weg gegangen, sagte er, den Weg des Aufstiegs, und er lud die Nation ein, sich ihm anzuschließen. Er war integer. Er war tugendhaft. Er war anständig. Gemessen an den Maßstäben vieler philippinischer Präsidenten, einschließlich seiner eigenen Mutter, waren die sechs Jahre von Präsident Aquino im Malacañang-Palast ein Erfolg. Sein außenpolitischer Ansatz bekräftigte die ausschließlichen Hoheitsrechte der Philippinen über die Westphilippinische See und trug zum Zustandekommen des Pariser Klimaabkommens bei. Die Wirtschaft war während seiner Amtszeit um eine Milliarde Dollar gewachsen. Für das Militär und die Polizei wurde ein System der Rechenschaftspflicht eingeführt. Das lang umkämpfte Gesetz zur reproduktiven Gesundheit wurde verabschiedet. Das Bildungsbudget wurde verdoppelt. Die K-12 Bildung wurde eingeführt.

Ein riesiges Sozialhilfeprogramm soll sieben Millionen Menschen aus der Armut geholt haben.

Aber ich bin schließlich eine Trauma-Reporterin, und mein Blick auf den Palast kommt von unten, aus den elenden, nach Urin und Kot stinkenden Zeltstädten, in denen Väter auf die Heimkehr ihrer ertrunkenen Töchter warten. »Ihr seid meine Vorgesetzten«, sagte Aquino zu seinem Volk. Wer noch am Leben war, dem sollte das genügen.

Vor diesem Hintergrund kam die Nachricht aus dem Süden. Ein Wandel war im Anmarsch, und sein Name war Rodrigo Duterte.